

Zeitschrift: Jahresbericht : Dokumentationen und Funde / Archäologie Baselland
Herausgeber: Archäologie Baselland
Band: - (2013)

Artikel: Grabungen und Bauuntersuchungen
Autor: Marti, Reto
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-803566>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

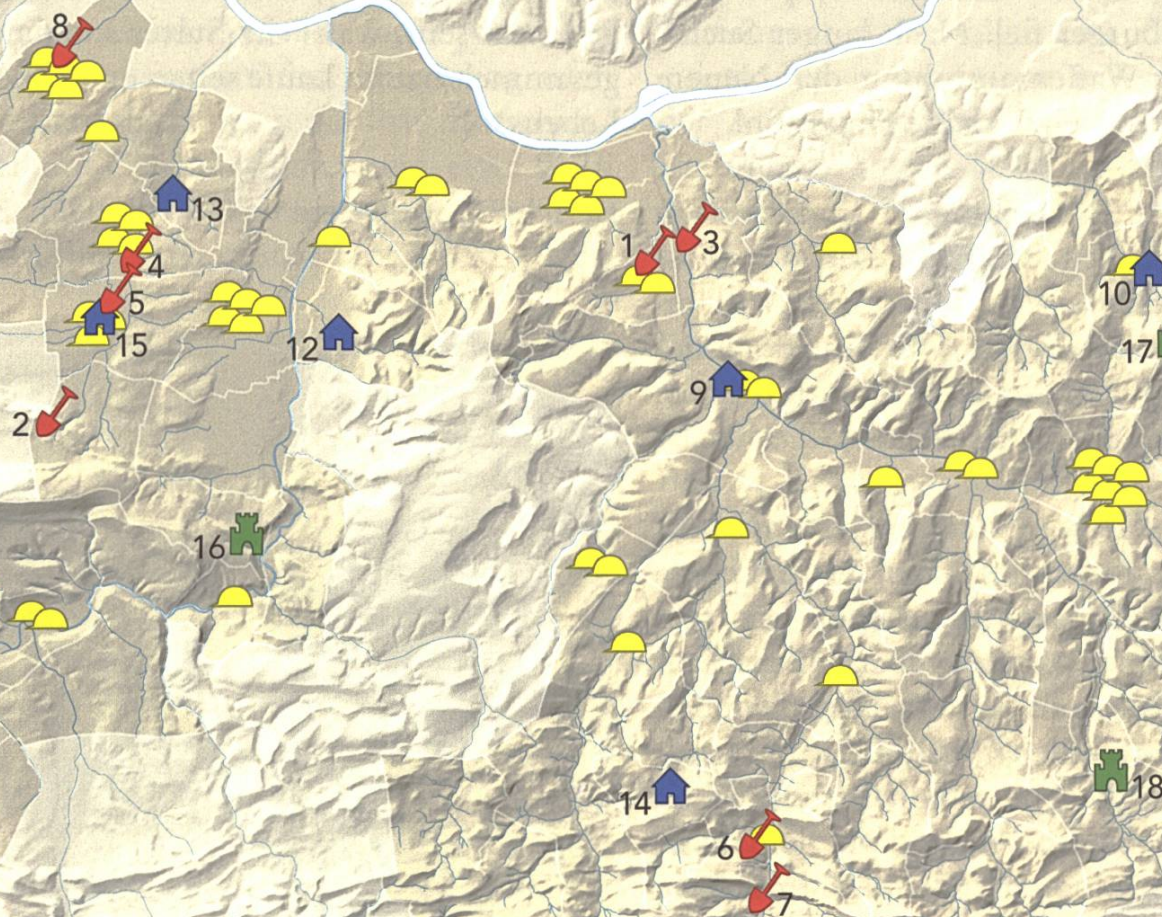
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

-  Baustellenkontrolle
-  Notgrabung
-  Bauuntersuchung
-  Einsatz in archäologischer Stätte



Grabungen und Bauuntersuchungen

Die Region Basel war wohl schon in der Jungsteinzeit mehr oder weniger dicht besiedelt. Doch anders als an den Seen des Mittellandes, wo Pfahlbauten mit üppiger Funderhaltung aufwarten, bleibt in unserer Gegend praktisch nichts konserviert. Was man gemeinhin findet, sind einige Geräte aus Silex oder geschliffenem Felsgestein, allenfalls ein paar Keramikkrümel. Eine kulturelle Einordnung der Fundstätte bleibt unter diesen Umständen schwierig. Umso bedeutender ist der Neufund einer Siedlungsgrube in Frenkendorf, die klar der sogenannten Horgener Kultur zuzuweisen ist. Auf die noch laufende Analyse der archäologischen und archäobiologischen Funde darf man gespannt sein.

Das Beispiel zeigt, wie auch kleinflächige Untersuchungen zu wichtigen neuen Erkenntnissen führen können. Weitere Entdeckungen des Jahres sind ein römisches Höhenheiligtum bei Ettingen, ein rätselhaftes Stück Baukeramik in der römischen Wasserleitung bei Füllinsdorf, Spuren einer Siedlung und Töpferei des frühen und hohen Mittelalters in Oberwil und Therwil sowie spät- und nachmittelalterliche Befunde in Oberdorf, Waldenburg und Allschwil. Hinzu kommen verschiedene spannende Einblicke in die Baselbieter Wohn- und Baukultur der letzten 500 Jahre.

Ich bedanke mich bei unserem kleinen Grabungs- und Bauforschungsteam für den unermüdlich engagierten und professionellen Einsatz.

Reto Marti

<
Wichtige Notgrabungen
und Bauuntersuchungen
sowie Baustellenkon-
trollen und Einsätze
in archäologischen
Stätten der Archäologie
Baselland im Jahr 2013
(vgl. die Liste auf den
folgenden Seiten).

Grabungen

- 1 Frenkendorf, Rheinstrasse (Urgeschichte)
- 2 Ettingen, Witterswilerberg (Römerzeit)
- 3 Füllinsdorf, Friedhofweg 13 (Römerzeit)
- 4 Oberwil, Langegasse (Frühmittelalter)
- 5 Therwil, Austrasse (Früh- und Hochmittelalter)
- 6 Oberdorf, Liedertswilerstrasse (Hochmittelalter bis Neuzeit)
- 7 Waldenburg, Hauptstrasse (Mittelalter)
- 8 Allschwil, Pestalozzigässli (Römerzeit bis Neuzeit)

Bauuntersuchungen

- 9 Liestal, Kanonengasse 53
- 10 Buus, Zuzgergasse 5/7
- 11 Zeglingen, Mühle
- 12 Arlesheim, Hauptstrasse 41/Sundgauerhof
- 13 Bottmingen, Therwilerstrasse 9
- 14 Titterten, Rankgasse 15
- 15 Therwil, Mühleweg 3

Einsätze in archäologischen Stätten

- 16 Pfeffingen, Burg
- 17 Ormalingen, Farnsburg
- 18 Läfelfingen, Homburg

Baustellenkontrollen

Allschwil, Blumenweg 8
Allschwil, Lettenweg 33
Allschwil, Sommergasse 4
Allschwil, Spitzgartenweg
Allschwil, Spitzwaldstr./Langenhagweg
Anwil, Laufrainweg
Arisdorf, Berstelstrasse
Binningen, Margarethengut
Bubendorf, Bündtenstrasse
Buus, Langächerliweg
Frenkendorf, Aspgraben
Frenkendorf, Rheinstrasse
Gelterkinden, Ebnetwet
Gelterkinden, Eiweg
Gelterkinden, Haldenweg
Gelterkinden, Ischlagweg (2 Etappen)
Gelterkinden, Rebgasse
Gelterkinden, Sissacherstrasse
Grellingen, Neutalweg
Hölstein, Kirchgasse
Itingen, Haldenweg
Kilchberg, Grossackerweg
Kilchberg, Haldenweg
Laufen, Amthausgasse

Laufen, Langhagweg 11
Laufen, Lochbruggstrasse
Liestal, Arisdörferstrasse 38
Liestal, Hurlistrasse
Lupsingen, Bürenstrasse
Lupsingen, Steimertenmattweg
Münchenstein, Hauptstrasse 43
MuttENZ, Alpweg
MuttENZ, Fulenbachweg
Oberwil, Langegasse 117–131
Oberdorf, Liedertswilerstrasse 3
Oberwil, Buchenstrasse 7
Oberwil, Neuwilerstrasse 31
Oberwil, Rüttackerweg 56
Ormalingen, Hauptstrasse 143
Pratteln, Grossmattstrasse 19–25
Pratteln, Hardmatt
Pratteln, Im Wannenboden
Pratteln, Rheinstrasse 75
Pratteln, Sodacker
Reinach, Austrasse
Reinach, Langrütliweg
Reinach, Mischelistrasse
Reinach, Ortszentrum

Reinach, Rebgasse 5–7
Sissach, Himmelrainweg
Sissach, Reuslistrasse
Therwil, Austrasse
Therwil, Baumgartenweg 7
Therwil, Vorderbergweg 9
Ziefen, Steinenbühl 21
Zwingen, Blauenstrasse
Zwingen, Kugelweg

Frenkendorf, Rhein-
strasse. Die Fundstelle
befindet sich im
Bereich der steilen
Böschung auf der
linken Bildseite, nahe
der Rheinstrasse. Die
neue Grabungssaison
began nasskalt ...



Frenkendorf, Rheinstrasse: ein archäologisches Lächerli an der Rheinstrasse

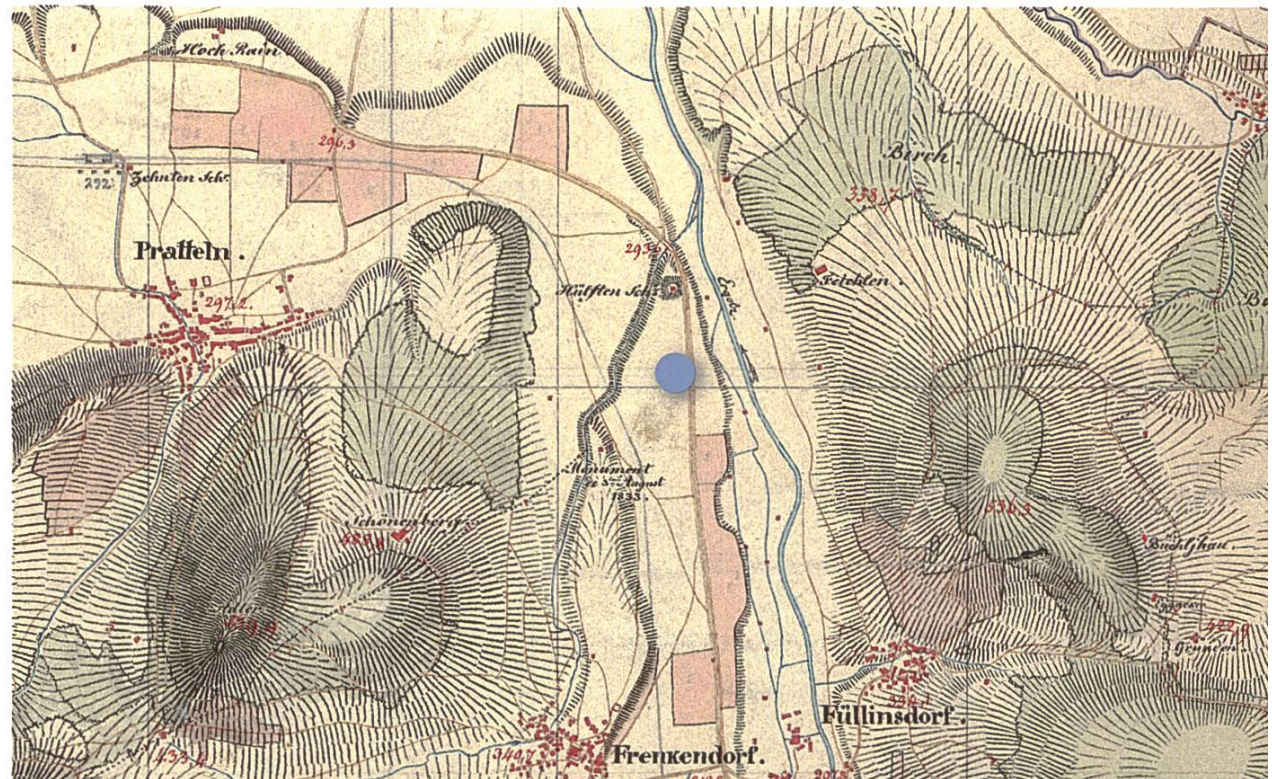
Im März 2013 erfolgte an der Rheinstrasse bei Frenkendorf der Spatenstich zum neuen Produktions- und Verwaltungsgebäude der Lächerli Huus AG. Die anschliessenden umfangreichen Aushubarbeiten wurden von der «frischgebackenen» Baustellenkontrolleurin Sarah Schäfer-Hänggi archäologisch überwacht. Dabei entdeckte sie in einer steilen und hohen Böschung mehrere grubenartige Eintiefungen, die bei der Anlage der Zufahrtsrampe zur Baugrube angeschnitten worden waren.

Eine Struktur – eine unregelmässig rundliche Grube von etwas mehr als drei Metern Durchmesser und noch einem Meter Tiefe – konnte ausgegraben werden. Die Verfüllung bestand aus holzkohlehaltigen Erdschichten, in der sich nur wenige, grob gemagerte Keramikfragmente sowie Silexsplitter befanden. Die ursprüngliche Funktion der Grube, in der man später offensichtlich

Abfall entsorgte, ist unklar. In der untersten Einfüllung lag etwas verbrannter Lehm und Kies.

Bereits die noch ungereinigte Keramik liess ein prähistorisches Alter erkennen. Nach dem sorgfältigen Waschen war klar, dass es sich um Gefässfragmente der sogenannten Horgener Kultur

Die Karte von Friedrich Baader (1844) zeigt schön die Lage der Fundstelle auf einer Schotterterrasse, am Eingang zum Ergolztal.



Alessandro Mastro-
vincenzo und Daniel
Perez (verdeckt)
beim Ausgraben der
östlichen Grubenhälfte.

handelt. Die Radiokarbondatierung eines Holzkohlestücks aus der Grubenverfüllung ergab denn auch ein Alter von rund 3340–3020 v. Chr. Die jungsteinzeitliche Horgener Kultur ist hauptsächlich aus Grabungen in Seeufersiedlungen des Schweizer Mittellandes bekannt, wo durch den

feuchten Boden hervorragende Erhaltungsbedingungen auch über lange Zeiträume herrschen.

Im nicht dauerfeuchten Milieu erhalten sich derart alte Funde viel schlechter. In der Region sind Objekte aus der späteren Jungsteinzeit bisher hauptsächlich von Anhöhen bekannt, wo einzig die Geräte und Werkabfälle aus Stein der Verwitterung standgehalten haben und als Lesefunde von den ehemaligen Siedlungen zeugen. Die neue horgenzeitliche Fundstelle von Frenkendorf ist deshalb umso wichtiger, denn sie liefert neben Reinach-Langrüttliweg und Oberdorf-Uli Schadweg einen der seltenen Hinweise auf eine spätneolithische Talsiedlung im Kanton Baselland.

Die Grubenverfüllung enthielt einen sehr speziellen Fund: das Fragment eines sogenannten Zwischenfutters eines Steinbeils. Dieses bearbeitete



Stück Hirschgeweih wurde als Puffer zwischen der Klinge und dem Holzschaft verwendet. Das Zwischenfutter, in dem die Klinge steckte, wurde im Schaftloch verankert und absorbierte die Energie beim Schlagen des Beils. Dies verlängerte die Lebensdauer des Schaftes. Der Neufund von der Rheinstrasse ist der bislang besterhaltene seiner Art im Kanton Baselland (s. Kapitel «Auswertung und Vermittlung»).

Teile der Verfüllschichten der Grube wurden als Bodenproben entnommen. Sie werden derzeit geschlämmt und archäobiologisch untersucht. Mit dieser Arbeitsmethode können kleinste Objekte aus dem Grubensediment extrahiert werden. Dazu gehören etwa verkohlte Samen und Früchte sowie Knochensplitter und Fischeschuppen, die einen aufschlussreichen Einblick in die Umwelt und

den Speiseplan der jungsteinzeitlichen Siedlungsbewohner geben können.

Bericht und örtliche Leitung: Jan von Wartburg
April 2013

Dunkle, holzkohlehaltige Erdschichten zeigten die Lage der prähistorischen Grube an.



Ettingen,
Witterswilerberg.
Zivi Luca Grünig,
der archäologische
«Späher» Wolfgang
Niederberger, Daniel
Perez und Alessandro
Mastrovincenzo (vlnr)
untersuchen die
Fundschrift.



Ettingen, Witterswilerberg: ein römisches Höhenheiligtum?

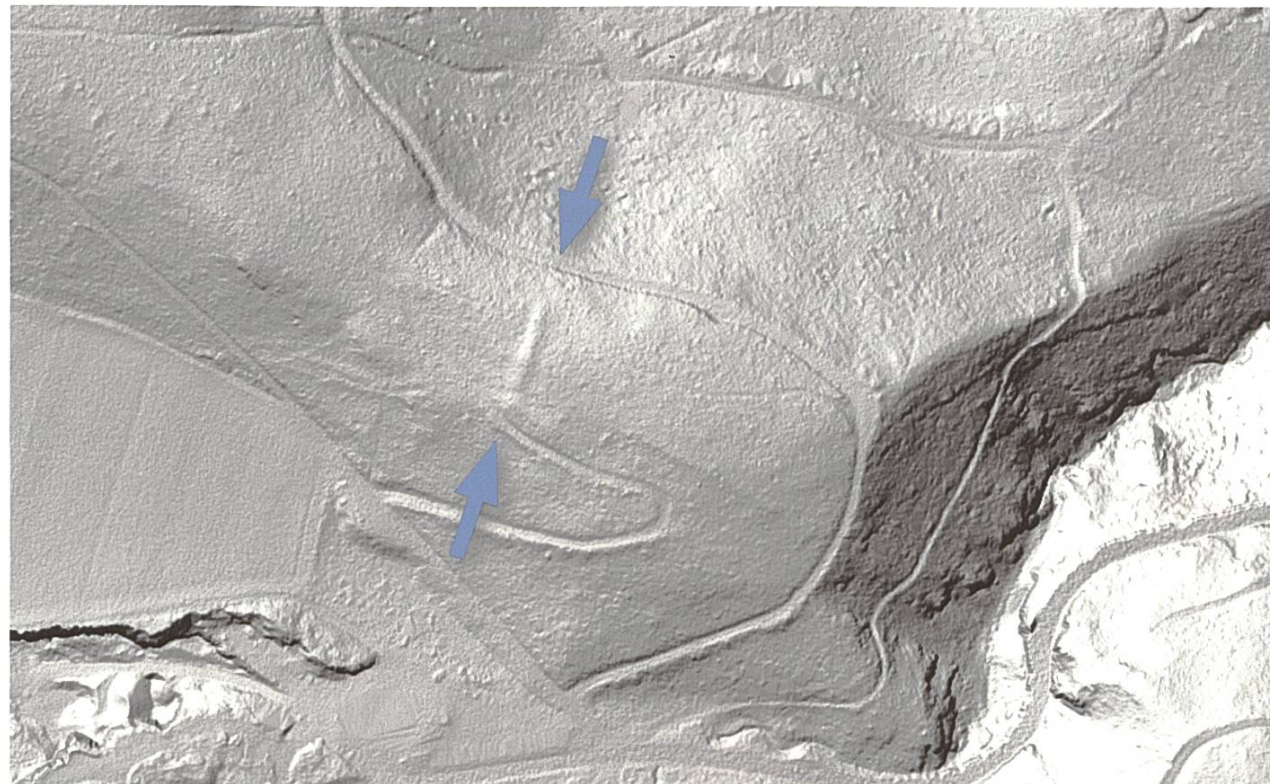
Bereits seit den 1970er-Jahren ist am südöstlichen Ende des Witterswilerberges ein Wall bekannt, der auf dem auslaufenden Sporn des Berges eine Fläche von rund 6000 Quadratmetern abgrenzt. Da die Fundstelle nie durch Baumassnahmen bedroht war, blieb eine Untersuchung der Bergkuppe bislang jedoch aus. Dieses Schicksal teilt der Ort mit zahlreichen weiteren bekannten Fundstellen. Bei vielen wäre eine Ausgrabung lohnenswert, um die Forschung zur Ur- und Frühgeschichte im Kanton voranzubringen. Da die Mittel knapp sind und die Funde und Befunde im Boden in der Regel am Besten geschützt sind, sieht die Archäologie Baselland von solchen Forschungsgrabungen jedoch ab.

Gänzlich unbedroht sind diese Fundstellen jedoch nicht: Stets lauert das Risiko von Plünderungen durch illegale Schatzsucher oder von unbedarften Bodeneingriffen zum Beispiel bei Waldarbeiten. Deshalb ist die Archäologie Baselland froh, ein Netzwerk von erfahrenen «Spähern» an der Hand

zu haben, die sporadisch verdächtige Stellen oberflächlich absuchen.

Zwei dieser ehrenamtlichen Mitarbeiter, Wolfgang Niederberger und Jean-Luc Doppler, entdeckten 2012 bei einer Metalldetektorprospektion im oben genannten Bereich auf dem Witterswiler-

Der Wall zeichnet sich auf dem Oberflächen-scan (LIDAR) des Geländes sehr deutlich ab.



Die in den anstehenden Felsuntergrund eingetieften Pfosten-gruben sind nur schwer zu erkennen.

berg insgesamt 54 römische Münzen – viele davon auf engstem Raum – sowie weitere Funde wie einen Schreibgriffel (*Stilus*), eine grosse Eisenpfanne und Ziegelfragmente. Da nicht auszuschliessen war, dass sich weitere Münzen im Boden befinden und ein Picknickplatz durch seine intensive Begehung eine gewisse Bedrohung des Ortes darstellt,

wurde 2013 beschlossen, den Wall und den Bereich der grössten Münzenkonzentration mittels Sondierungen zu untersuchen. Dabei zeigte es sich, dass die Münzen in einer Grube von etwa 50 Zentimetern Durchmesser verborgen worden waren, die im untersten Bereich künstlich in den anstehenden Fels eingetieft war.

Nördlich davon kamen drei Pfostenlöcher zum Vorschein, die sich aufgrund der kleinen untersuchten Fläche allerdings – noch – nicht eindeutig zu einem Gebäudegrundriss zusammenfügen, auch wenn zahlreiche Eisennägel für eine Holzkonstruktion in diesem Bereich sprechen.

Der an einer natürlichen Geländekante angelegte Wall wies innen eine Höhe von noch etwa einem halben Meter auf, aussen erhob er sich 1,7 Meter über das umliegende Terrain. Eine eigentliche Konstruktion war nicht erkennbar: Der Wall bestand aus einer losen Aufschüttung von anstehendem Felsgestein. Es zeichnete sich keine eindeutige Steinsetzung in Trockenmauertechnik ab und es gab auch keine Mörtelspuren.



Eine erste Begutachtung der insgesamt 68 Münzen durch den Numismatiker Markus Peter zeigt, dass sie wohl bei mindestens zwei, vielleicht aber auch mehr Deponierungsvorgängen in den Boden gelangten. Die grosse Zahl der Sesterze und ein Antoninian Gordian III. belegen eine erste Verbergung in der ersten Hälfte oder um die Mitte des

3. Jahrhunderts nach Christus. Eine weitere Niederlegung – wiederum von Antoninianen – fand in der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts statt, und zwei constantinische Münzen zeigen Aktivitäten in der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts an. Eine spätere Begehung des Ortes ist derzeit nicht nachgewiesen. Die Radiokarbonanalyse eines Holz-

Insgesamt wurden 68 Münzen gefunden, darunter dieser silberne Antoninian des römischen Kaisers Gordian (238–244).



Schnitt durch den
aus losen Steinen
aufgeschütteten Wall,
der den südöstlichen
Sporn des Berges
abtrennt.

kohlestückes lässt jedoch die Möglichkeit offen, dass das Gelände bereits im 2. Jahrhundert nach Christus genutzt wurde.

Eine grosse Frage ist aber auch nach dieser Ausgrabung noch nicht definitiv beantwortet: Was war die Funktion dieses abgegrenzten Bergspornes?

Ein Refugium für die Bevölkerung der umliegenden römischen Villen scheint aufgrund des nur schwach ausgeprägten und nicht sehr sorgfältig errichteten Walles eher unwahrscheinlich. Plausibler ist eine Deutung als Höhenheiligtum, auch wenn sich die Spuren von Gebäuden im Innern auf den bislang untersuchten Flächen sehr dürftig präsentieren. Für letztere Hypothese spricht die doch ziemlich lange Nutzungsdauer, die zudem noch während den ruhigen Zeiten der *Pax Romana* einzusetzen scheint, sowie der schon erwähnte *Stilus*. Der Fund eines Leistenziegelfragmentes zeigt, dass durchaus mit einem entsprechend gedeckten – wenn auch nicht unbedingt gemauerten – Gebäude auf dem Plateau zu rechnen ist.

Örtliche Leitung: Jan von Wartburg
Bericht: Andreas Fischer
August 2013



-  Grabungsfläche
-  Wall, undatiert
-  Grube/Pfostengrube, römisch
-  Weg, modern



Die Lage des Walls und der beiden Sondiergrabungen im Gelände. Aeuidistanz der Höhenkurven ein Meter.

Füllinsdorf, Friedhofweg 13: ein Spezialziegel aus der römischen Wasserleitung

Füllinsdorf,
Friedhofweg 13.
Der Spezialziegel
mit den merkwürdig
abgeschrägten Kanten.

Bereits im Jahre 1948 kam beim Neubau eines Einfamilienhauses am Füllinsdorfer Friedhofweg ein gemauerter unterirdischer Kanal zum Vorschein. Es handelte sich um einen Abschnitt der römischen Wasserleitung – ein Meisterwerk antiker Ingenieurskunst, das die Stadt Augusta Raurica mit Frischwasser versorgte, welches auf Höhe

der heutigen Gemeindegrenze zwischen Liestal und Lausen der Ergolz entnommen wurde.

Die Wasserleitung wurde beim Bau des Hauses nicht zerstört, sondern blieb intakt unter dem Keller erhalten. Der Anbau eines Kellers ermöglichte der Archäologie Baselland die komplette Neuvermessung und -dokumentation des rund 18 Meter langen Abschnitts.

Die Wasserleitung war insgesamt in einem guten Zustand. Das Gewölbe war – mit Ausnahme der nördlichsten, verstürzten Meter – komplett erhalten. An dessen Ansatz konnten mehrere so genannte Gerüstlöcher dokumentiert werden. Während des Baus der Wasserleitung hatte man auf die fertig gemauerten Seitenwände Holzbalken gelegt, auf denen das Lehrgerüst zum Aufbau des Gewölbes errichtet wurde. Nach dessen Fertigstellung hat man das Gerüst zusammen mit den Holzbalken wieder entfernt. Übrig blieben die Balkenlöcher, die häufig, aber nicht immer, mit einem



Stein verschlossen wurden. Dies war auch im nun neu untersuchten Leitungsabschnitt der Fall – mit einer Ausnahme, wo ein Ziegelfragment Verwendung fand. Das Stück wurde im Zuge der Dokumentation geborgen.

Es handelt sich um einen Spezialziegel, da er von den üblichen Formen, die bei römischen Bauten verwendet wurden, abweicht. Auffällig ist der doppelt abgefaste Rand des rund 14 Zentimeter langen und 11 Zentimeter breiten Fragments einer Bodenplatte, einer so genannten *Suspensura*-Platte. Welche spezifische Funktion dieser Rand hatte, muss offen bleiben. Gemäss Rudolf Känel, Baukeramikspezialist von Augusta Raurica, existieren in der Römerstadt keine exakten Parallelen. Es wurden dort jedoch Stücke gefunden, welche sogar auf zwei Seiten durchgehend schräg abgekantet sind. Vermutlich handelt es sich dabei um Eckstücke von Bodenbelägen in Räumen mit Hypokaustheizung, bei denen der äussere Rand nach dem Versetzen streifenartig durch den anschlies-

send angebrachten Wandmörtel oder Wandstück verdeckt wurde.

Der Spezialziegel ist einer der wenigen Fundobjekte, die überhaupt je in einem Abschnitt der römischen Wasserleitung entdeckt wurden. Das mit einer Länge von 6,5 Kilometern «längste erhaltene

Die Unterseite zeigt die charakteristischen Kerben, die ein besseres Anhaften am Mörtel ermöglichen sollten.



Der Spezialziegel in
Fundlage verkeilt
im ehemaligen
Gerüstloch.

römische Bauwerk» der Schweiz aus dem früheren ersten Jahrhundert nach Christus ist äusserst fundarm und besteht üblicherweise nur aus Stein und Mörtel.

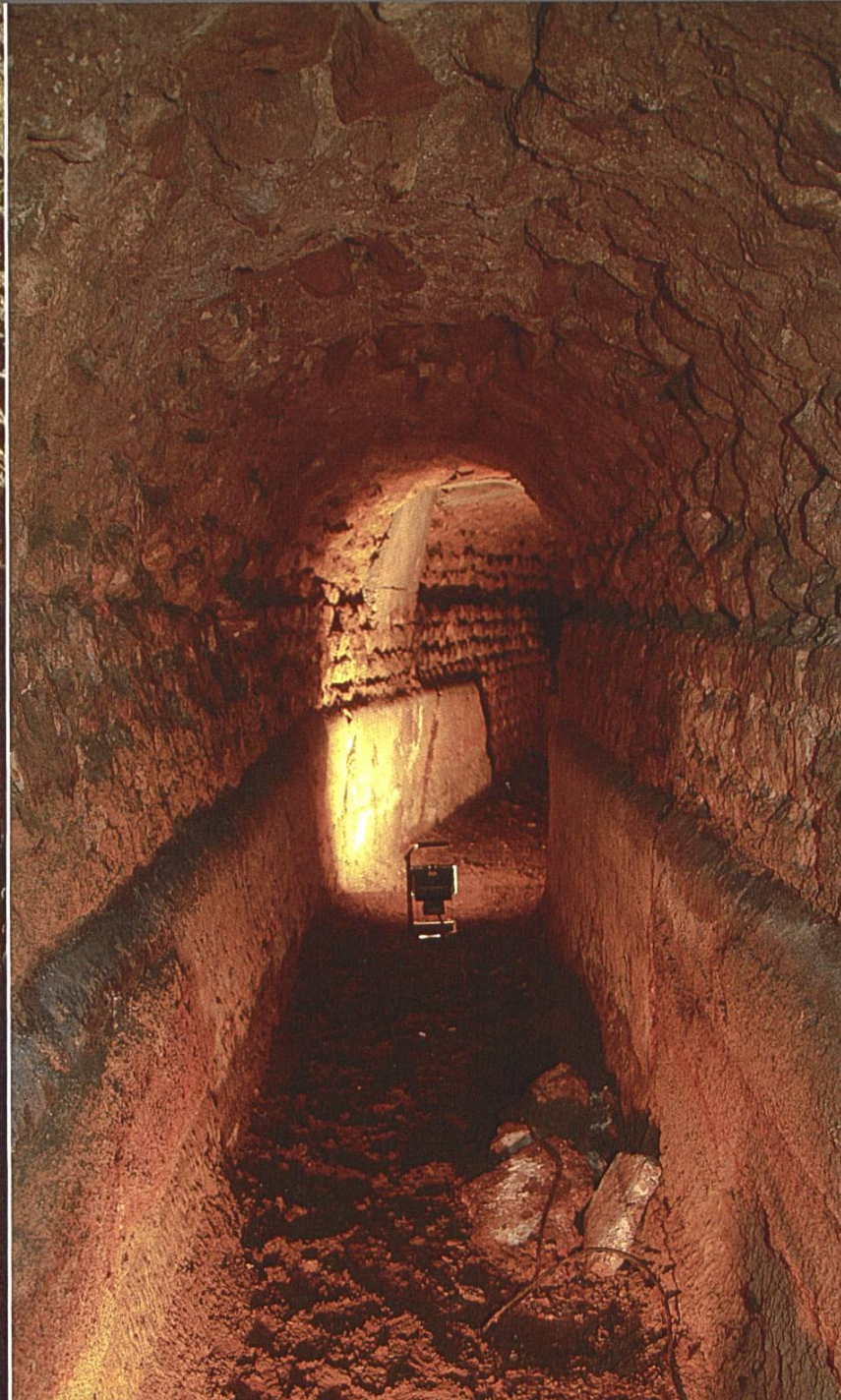
Der Fund wirft diverse Fragen auf: Aus welchem Grund wurde das Gerüstloch gerade hier

mit einem Ziegel – und dies erst noch mit einer exotischen Form – verschlossen? Wie kommt ein solcher Ziegel überhaupt auf einen Bauplatz, weit weg von der nächsten uns bekannten römischen Siedlung und in einer Zeit, in welcher der massive Steinbau unter Verwendung von Ziegeln noch kaum verbreitet war? Und wieso wurde das Gerüstloch nicht einfach mit einem der sicher zuhause verfügbaren Steine verschlossen wie sonst üblich?

Eines ist sicher: Der Hohlraum hinter dem Ziegel enthielt nicht etwa einen Schatz oder eine Münze, sondern ... einfach nichts – oder zumindest nichts, das in materieller Form bis heute überlebt hätte. Die Theorie, dass mit diesem Ziegel etwas markiert oder eingeschlossen werden sollte, wird somit zumindest teilweise entkräftet.

Bericht und örtliche Leitung: Jan von Wartburg
November 2012





links:

Auf engstem Raum:
Jan von Wartburg und
Alessandro Mastro-
vincenzo vollbringen
Vermessungskunst-
stücke mit dem Tachy-
meter.

rechts:

In der Mitte des doku-
mentierten Leitungs-
abschnitts knickt
die gegen Norden
laufende Leitung leicht
nach Osten ab.

Oberwil, Langedasse.
Reste eines frühmittel-
alterlichen Töpferofens,
teilweise freigelegt.

Zu erkennen sind
die Arbeitsgrube
(A), das Schürloch
beziehungsweise der
Feuerungskanal (B),
die Feuerkammer (C)
und die Zungenmauer
(D), welche die Feuer-
kammer unterteilt. In
der bereits ausgegra-
benen Hälfte der
Feuerkammer liegt
eine schräg abgekippte
Steinplatte der Tenne.
Der darüberliegende
eigentliche Brennraum
ist nicht erhalten.



Oberwil, Langegasse: Neues zu einer alten Fundstelle

Vor genau 40 Jahren wurden bei Baustellenkontrollen in Oberwil, im Gebiet zwischen der Therwilerstrasse und der Langen Gasse, wie sie damals hiess, die Spuren einer frühmittelalterlichen Töpferei entdeckt. Insgesamt sechs oder sieben Brennöfen hat man damals ausgegraben, 1996 kam ein weiterer oberhalb der Therwilerstrasse hinzu. Alle datieren soweit bestimmbar ins 7. Jahrhundert.

Das Fundmaterial der Ausgrabung war weit über die Region hinaus von grosser Bedeutung: Erstmals liess sich in der Schweiz eine frühmittelalterliche Keramikproduktion fassen, deren Herkunft genau bekannt war. Mit der Zeit wurde die hier produzierte «sandige Drehscheibenware» mit dem charakteristischen Rollstempeldekori auch an zahlreichen anderen Fundplätzen erkannt, und weitere Töpfereien in Therwil und Reinach kamen hinzu. Die Entdeckungen an der Langegasse in Oberwil waren so gewissermassen die Initialzündung für eine Erforschung der frühmittelalterlichen Besiedlung mit einer Bedeutung weit über die Region und die Landesgrenzen hinaus.

Die Töpferöfen waren im Lösslehm des sanft abfallenden Osthangs des Schnäggenbergs eingetieft, einige Meter über dem Talboden des Birsigtals. Später wurden sie von einer bis zu einem Meter dicken Lehmschicht überdeckt – möglicherweise die Folge von grosser Erosion, hervorgerufen

Grabungen 1973: Die Ausgräber begutachten die Arbeitsgrube eines Töpferofens mit zahlreichen Fehlbränden.



Nach der Grabungskampagne von 1973 wurde die Gegend im Zuge von diversen Bauprojekten regelmässig begangen, ohne jedoch auf neue Befunde zu stossen, mit Ausnahme des Brennofens

Diese Befürchtungen erwiesen sich glücklicherweise als unbegründet: In einem Zeitraum von zwei Wochen konnten insgesamt vier weitere Töpferöfen ausgegraben und dokumentiert werden. Sie lagen allesamt am Hang, analog zu den Öfen von 1973, und stimmen auch typologisch gut mit diesen überein. Die Befunde kamen in einer Tiefe von 60–80 Zentimetern unter der aktuellen Oberfläche zum Vorschein und waren wie diejenigen von 1973 durch Hangrutschsedimente überdeckt. Dank diesen blieben sie trotz der modernen Bodenbewegungen erhalten, allerdings nur die am tiefsten eingegrabenen Teile der Öfen. Der Rest muss schon früh der Erosion zum Opfer gefallen sein.

Die Inventarisierung der gefundenen Keramikfragmente ist noch im Gange, aber bereits jetzt zeigt sich, dass die Öfen mit ziemlicher Sicherheit in der gleichen Epoche wie diejenigen von 1973 betrieben wurden. Der Töpfereibezirk umfasste innerhalb rund zwei bis drei Generationen somit mindestens elf bis zwölf Brennöfen, was ihn zu einem eigentlichen Produktionszentrum macht – dem grössten bisher bekannten in der Region.

Die Heizöffnungen dreier Öfen zeigen nach Westen, in einem Fall weist sie nach Norden. Die Konstruktion der Öfen entsprach dem mittlerweile bekannten Muster: Eine annähernd kreisrunde Feuerkammer mit einem Durchmesser von 1,2 Metern wurde durch eine Zungenmauer in zwei Hälften geteilt und von einer vorgelagerten Bediengrube aus über ein Schürloch beheizt, das man in den anstehenden Lehm gegraben hatte. Das Brenngut stand auf einem Zwischenboden, einer sogenannten Tenne aus Molassesandsteinplatten, die seitlich auf einem etwa acht Zentimeter breiten Absatz und in der Mitte auf der Zungenmauer

auflagen. Einzelne dieser Steinplatten waren noch in ursprünglicher Lage erhalten. Die genaue Form des darüber liegenden Brennraums, der zumindest im unteren Teil ebenfalls in den anstehenden Boden eingetieft war, bleibt nach wie vor unbekannt. Denkbar ist eine Lehmkuppel, die man nach jedem Brand zerschlagen und nach dem Beschicken

Arbeiten unter Zeitdruck: Antonio Ligorio beim Einmessen in der bereits teilweise ausgehobenen Baugrube.



Susanne Afflerbach
bei der Analyse eines
Töpferofens. Hier sind
Reste des Brennraums
und eine Steinplatte
der Tenne (Pfeil)
erhalten.

wieder neu aufbauen musste. Aber auch eine einfache Abdeckung des Brennraums mit Sandsteinplatten würde funktionieren, wie Experimente mit Nachbauten gezeigt haben.

Letztere haben auch gezeigt, dass es mehrere Stunden braucht, um die erforderliche Brenntempera-

tur von rund 850° C zu erreichen. Dabei reagiert ein voll beschickter Ofen trotz der bescheidenen Ausmasse derart träge, dass die Gefahr des Überhitzens für das Brenngut gering ist. Die grössere Herausforderung ist vielmehr, über das erstaunlich klein bemessene Schürloch genügend Brennholz nachzuführen, ohne dabei die Sauerstoffzufuhr, die ebenfalls über diese Öffnung erfolgt, zu unterbinden – und dies bei nahezu unerträglichen Temperaturen im Bereich der ebenfalls erstaunlich bescheiden dimensionierten Bediengrube.

Typische Siedlungsbefunde wie Grubenhäuser oder Standspuren von Pfosten ebenerdiger Fachwerkbauten fehlen an der Langegasse. Aufgrund der grossen Rauchentwicklung und der Brandgefahr ist es höchst wahrscheinlich, dass die zum Töpferbezirk gehörige Siedlung nicht in unmittelbarer Nähe lag. Möglicherweise sind die ebenfalls 2013 entdeckten Funde an der Therwiler Austrasse Zeugen der gesuchten Siedlung. Sie liegen nur etwa 800 Meter von den Töpferöfen entfernt und datieren zum Teil in denselben Zeitraum.



In unmittelbarer Nähe der Töpferöfen kamen vier muldenartige Eintiefungen zum Vorschein, die teilweise mit Fehlbränden verfüllt waren. Möglicherweise handelte es sich ursprünglich um Gruben zur Lehmmentnahme. Der abgebaute Lehm könnte beispielsweise für den Kuppelaufbau der Öfen verwendet worden sein, nicht aber als Rohmaterial für die Keramik.

Die Grösse des Töpfereibezirks lässt auf eine fast schon als industriell zu bezeichnende Herstellung von Gefässkeramik schliessen, die weit über den Eigenbedarf eines Dorfes hinausging. Entsprechend ist die hier produzierte «sandige Drehscheibenware» bis weit ins Oberrheintal, in die Ajoie, ins Fricktal und bis an den Jurasüdfuss anzutreffen. Bestimmt waren es auch nicht einfach lokale Bauern, die hier gemeinsam eine Töpferei betrieben. Vergleichbare Herstellungszentren etwa im Raum um Strassburg oder um Chalon-sur-Saône machen vielmehr wahrscheinlich, dass mächtige Grundherren des aufblühenden merowingischen Frankenreichs hinter dieser Entwicklung stecken.

Örtliche Leitung: Susanne Afflerbach und Jan von Wartburg
Bericht: Jan von Wartburg und Reto Marti
Mai und Juni 2013

Charakteristische
Beispiele der in
Töpferei hergestellten
«sandigen Drehscheibenware».



Therwil, Austrasse.
Übersichtsplan mit den
ausgegrabenen Struk-
turen der früh- und
hochmittelalterlichen
Siedlung.

-  Grabungsfläche
-  Brunnen
-  Steine
-  Grube
-  Grube, modern
-  Pflanzreihen, modern
-  Störung, neuzeitlich/modern



Therwil, Austrasse: den Anfängen des Dorfes auf der Spur

Am Mühlebach, in der näheren Umgebung der Niederen Mühle, kamen wiederholt frühmittelalterliche Keramikfragmente ans Licht. Sie scheinen vorwiegend aus ein und derselben Lehmschicht zu stammen, die sich knapp 30–50 Zentimeter unter der heutigen Oberfläche über ein weites Gebiet erstreckt. Vermutlich hat sie sich vor mehreren Jahrhunderten, im Zuge einer grösseren Überschwemmung, dort abgelagert. Der Dicke der Lehmschicht nach zu urteilen muss es sich um ein ausserordentlich starkes Hochwasser gehandelt haben.

Bis auf vereinzelte Pfostengruben und Holzkohleflecken fanden sich bisher aber keine Hinweise darauf, wo sich die zugehörige Ansiedlung befand. Ganz in der Nähe der diesjährigen Grabung gibt es aber zwei bedeutende frühmittelalterliche Fundstellen: Das gut 400 Meter südwestlich gelegene, 1992 entdeckte Gräberfeld an der Benkenstrasse setzt in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts ein und umfasst unter anderem einige Kammergräber fränkischen Typs. Das bedeutende Töpfereizentrum an der Langegasse in Oberwil, das just im Berichtsjahr ebenfalls Gegenstand einer Grabung war, liegt

800 Meter nordöstlich der Austrasse und war im 7. Jahrhundert aktiv. Beide Fundstellen befinden sich ausserhalb der Überschwemmungszone, und die zugehörigen Siedlungen konnten bisher nicht lokalisiert werden. Aus diesem Grund überwacht die Archäologie Baselland jeweils den Aushub neuer Baugruben in diesem Gebiet systematisch.

Nach dem Humusabtrag: Im Vordergrund zeichnen sich der Umriss eines Brunnens und weitere dunkle Verfärbungen ab.



Rascher Anstieg des Grundwassers: Mark Vine beim Ausschöpfen der überschwemmten Befunde.

Nun also, im Sommer 2013, zeichneten sich in der hintersten Ecke einer Parzelle an der Austrasse einige vielversprechende, dicht beieinander liegende Gräben und Gruben als dunkle Flecken im anstehenden Lehm ab. Gegen Norden und Westen dünnte deren Anzahl rasch aus. Es scheint sich also um den Randbereich der Siedlung zu handeln,

deren Zentrum weiter gegen Südosten, ausserhalb der Grabungsfläche gelegen haben muss. Wie gross diese Siedlung ursprünglich war, werden eventuell spätere Untersuchungen zeigen.

Bei der Ausgrabung wurden vier Sodbrunnen sowie mehrere Gruben und Gräben freigelegt. Die vielen langen und teils im Bogen verlaufenden Gräben stachen dabei besonders ins Auge. Noch ist unklar, ob es sich dabei um Arealbegrenzungen handelt oder ob die Gräben teilweise auch zur Entwässerung gedient hatten. Einige Befunde überschnitten sich mehrfach und die Brunnen wiesen eine unterschiedliche Bauweise und Tiefe auf, was auf eine längere Besiedlungsphase mit unterschiedlich hohen Grundwasserspiegeln hindeutet.

Das Team erfuhr am eigenen Leibe, wie wasserreich dieser Ort ist: Entsprach der Grundwasserstand zu Beginn noch in etwa dem des tiefsten mittelalterlichen Brunnens, stieg er aufgrund der häufigen Regenfälle während des Grabungsverlaufs erschreckend rasch an und überflutete das Areal mehrmals.



Der meist schlammige Boden erschwerte die Arbeit erheblich, und nicht alle Füße blieben trocken.

Obwohl es keine klaren Beweise für Werkstätten in Form von Feuerstellen, Öfen oder grösseren Mengen an Schlacken gab, weisen doch mehrere Indizien auf lokales Handwerk. Ein kleines Fragment gebrannten Lehms mit anhaftender blasiger Schlacke stammt möglicherweise von einer Schmiede. Ein Grossteil der für die Brunnenmauern verwendeten Steine wies zudem Stellen mit einer weisslichen Rinde auf. Diese typischen Brandspuren können bei Temperaturen von über 650°C entstehen. Ihre Lage zeigt, dass die Steine erst in sekundärer Verwendung für den Brunnenbau genutzt wurden. Auch in mehreren Gruben fanden sich verbrannte Steine, kleine Schlackenfragmente und teils auffallend viele, rot verziegelte Lehmbrocken, was ebenfalls auf mit Feuer hantierendes Gewerbe hindeuten kann.

Bei drei Vertiefungen könnte es sich aufgrund ihrer Form um Vorratsgruben gehandelt haben. Diese wurden meist in Wohnhausnähe möglichst frostsicher,

luftdicht und vor Wasser geschützt angelegt. Diese Voraussetzungen erfüllte der im Boden anstehende, stark tonhaltige Lehm in idealer Weise. Durch ihre ausbauchende und nach oben verjüngende Form konnte sich zusätzlich das bei Gärprozessen freigesetzte Kohlendioxid sammeln und so die Lebensmittel auf natürliche Weise konservieren.

Dieser Brunnen-schacht ist aus Kalkbruchsteinen gemauert, zwei andere mehrheitlich aus Sandsteinen.



Eine ehemalige
Vorratsgrube, hier zur
Hälfte ausgegraben,
zeigt die typisch
ausbauchende Form.

Da mittelalterliche Häuser zur Hauptsache aus Holz bestanden, bleiben von ihnen selten mehr als die Pfostengruben der Holzkonstruktionen und andere in den Boden eingetiefte Strukturen übrig. Grössere Pfostengruben oder Grundrisse ganzer Wohnhäuser fehlten im untersuchten Areal jedoch. Nur die Überreste eines kleineren Grubenhauses waren vor-

handen. Der Grösse und der Form nach entsprach dieses eher einem Unterschlupf und wurde vermutlich als Webkeller genutzt: In dessen Nordteil zeichneten sich viele Standspuren einer Holzkonstruktion im Boden ab, und in der Verfüllung des Südteils fand sich ein steinerner Spinnwirtel mit einer für das 10. Jahrhundert typischen Form. Die Datierung der Keramikfragmente aus der Verfüllung derselben Grube reicht – nach erster Einschätzung – vom 7. Jahrhundert bis zum frühen 12. Jahrhundert. Bei den anderen Befunden und der bereits oben erwähnten Lehmschicht verhält es sich ähnlich: Früh- und hochmittelalterliches Fundgut kommt teils gemischt vor, teilweise gar mit einzelnen römischen Fragmenten dazwischen. Auffallend zahlreich sind römische Leistenziegelfragmente.

Da der verschwemmte Kulturhorizont über den Siedlungsstrukturen liegt, kann sich die Überflutung erst nach Aufgabe dieses Bereichs der hochmittelalterlichen Siedlung ereignet haben, also frühestens im 12. Jahrhundert. Die Lokalisierung des Kerns des frühmittelalterlichen Dorfes steht also immer noch aus.



Zahlreiche kleine Gruben im Westteil der Grabung gaben aufgrund ihrer ungewöhnlichen Dreiecksform zuerst Rätsel auf. Engagierte Mitglieder des Vereins «Tatort Vergangenheit» lieferten dazu aber eine mögliche Erklärung: Eine spezielle Grabmaschine namens «Ballenschneider» könnte für den gleichförmigen Umriss der Eintiefungen verant-

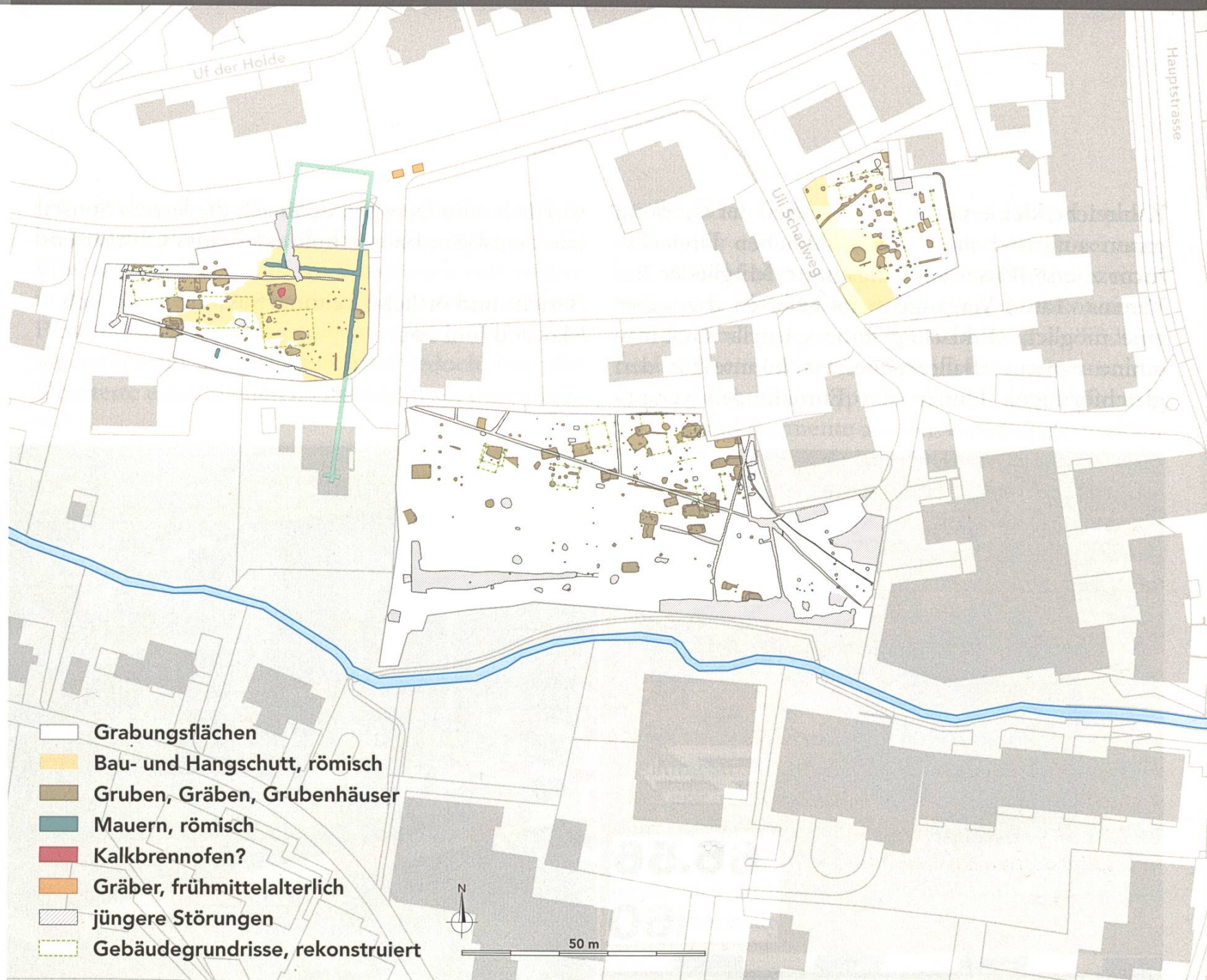
wortlich sein. Es wären demnach die letzten Spuren einer einstigen Baumschule oder eines Obstgartens.

Bericht und örtliche Leitung: Susanne Afflerbach
Mai und Juni 2013

Rätsel gelöst, dank der Mithilfe des Vereins «Tatort Vergangenheit»: die dreieckigen Gruben stammen von modernen Baumpflanzmaschinen.



Oberdorf, Liederts-
wilerstrasse 3,
Überblick über die
Grabungen der
letzten Jahre. Links
die Grabung «z'Hof»
(2009) mit den Mauern
der römischen Villa,
unten die Grabung «Uli
Schadweg» (2010),
rechts die aktuelle
Grabung. Braun
eingezeichnet sind
eingetiefte Befunde.



Oberdorf, Liedertswilerstrasse 3: Neues zum mittelalterlichen Onoldswil

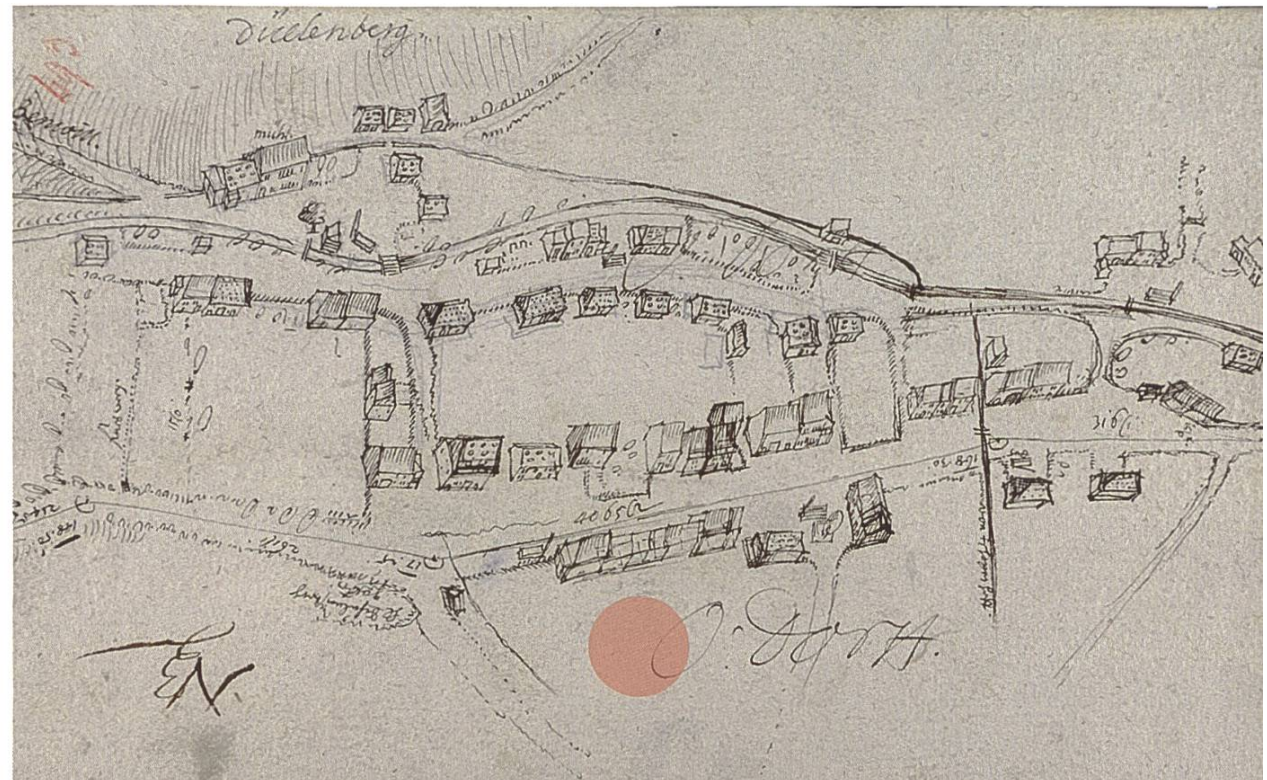
Nach 2009 und 2010 kam es im Frühjahr 2013 zu einer weiteren grösseren Ausgrabung in Oberdorf. Im Jahr 2009 waren in der Flur «z'Hof» Reste der Umfassungsmauer einer bereits bekannten römischen Villa sowie Spuren einer frühmittelalterlichen Siedlung gefunden worden. Letztere dürften zum 835 urkundlich erwähnten Herrenhof des elsässischen Klosters Murbach in «Honoltesvillare» gehört haben. Die frühmittelalterlichen Befunde des 7.–9. Jahrhunderts traten am deutlichsten in Form von Grubenhäusern in Erscheinung, also von kleinen, freistehenden Halbkellern, die sehr häufig zum Weben verwendet wurden.

Die Grabung 2010 am Uli Schadweg schloss südöstlich an die Grabung «z'Hof» an. Römische Befunde waren dort keine mehr anzutreffen, was darauf schliessen lässt, dass die Ausdehnung der römischen Besiedlung im Grossen und Ganzen nicht über die östliche Umfassungsmauer hinausreichte. Im Gegensatz dazu mangelte es nicht an mittelalterlichen Siedlungsspuren wie Pfostengru-

ben und Grubenhäuser, die sich im hellen Boden deutlich abzeichneten. Die Befunde datierten ins 10./11. Jahrhundert und gehörten zum Dorf, das nun «Onoldswil» genannt wurde.

Insgesamt zeigte dieser Befund, dass sich das mittelalterliche Dorf von seiner Kernzone im Bereich

Im Ortsgrundriss der Zeit um 1680 von Georg Friedrich Meyer liegt das Grabungsareal (rot) hinter der westlichsten Häuserzeile (Staatsarchiv Baselland).



Der Nordteil der Grabung: Deutlich sichtbar sind die bereits ausgegrabenen Verfüllungen der neuzeitlichen Pfostengruben

der römischen Villa im Laufe der Jahrhunderte immer weiter nach Osten in Richtung Tal verschoben hatte. Da die diesjährige Ausgrabung noch etwas weiter östlich lag, konnte man gespannt sein, ob sich diese Verschiebung im Hochmittelalter weiter fortsetzte. Auslöser für die Grabung war der bevorstehende Bau eines Mehrfamilienhauses

mit Einstellhalle. Schon ein erster Blick auf die frisch abhumusierte Fläche offenbarte, dass auch hier mit diversen Befunden zu rechnen war – eine Einschätzung, die sich im Laufe der Grabung bestätigte.

Die älteste Struktur der Grabung stellt ein Hangrutschsediment mit römischen Funden dar. Die verlagerten Funde stammen aus der römischen Villa weiter hangaufwärts gegen Liedertswil. Die Schicht liess sich im Westteil der Grabung nachweisen, nach Osten dünnte sie aus. Im Plan auf Seite 59 ist seine Ausdehnung teilweise rekonstruiert.

Die nächstjüngeren Befunde waren ein Grubenhaus sowie eine weitere, grubenartige Eintiefung. Vom Typ her ähnelt das Grubenhaus den entsprechenden hochmittelalterlichen Überresten aus der Grabung Uli-Schadweg. Da nur noch der unterste Bereich der lehmigen Auffüllung des Halbkellers vorhanden war, fand sich kaum datierbares Fundmaterial. Diese Aussage gilt hingegen nicht für eine kreisrunde Grube, die nur wenige Meter



westlich des Grubenhauses lag: Diese war äusserst reich an Fundmaterial des 14. Jahrhunderts. Ob es sich dabei ursprünglich um eine Abfallgrube gehandelt hat, ist indes unklar.

Die restlichen Spuren im Boden stammten aus der Neuzeit. Pfostengruben weisen auf mindestens zwei Holzgebäude hin. Diese besaßen einen Lehm Boden, in den viereckige, flache Mulden eingetieft waren. Die Mulden dienten einer mit archäologischen Grabungsmethoden nicht näher bestimmbar gewerblichen Nutzung. Ebenfalls aus der Neuzeit stammt ein gut sichtbarer Graben, in dem ursprünglich möglicherweise ein Teuchel lag, der die Holzgebäude mit Wasser versorgte.

Eine Sichtung der Brandlagerakten im Staatsarchiv Baselland zeigte, dass sich von der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts an bis ins Jahr 1949 im Areal der Ausgrabung eine Schreinerwerkstatt befunden hatte. Das Holzgebäude, in denen sich die Werkstatt befand, sowie ein angrenzender Wagenschopf fielen am 5. September 1949 teilweise einem Brand zum Opfer und wurden in der Folge abgerissen.

Es wäre aufgrund des aktuellen Wissensstands aber zu spekulativ, die neuzeitlichen Mulden und den Graben in Zusammenhang mit der Schreinerwerkstatt zu bringen.

Zu guter Letzt wurden im Ostteil der Grabung fünf vollständige, in rechteckigen Gruben bestat-

Die kreisrunde Grube mit Fundmaterial des 14. Jahrhunderts ist zur Hälfte ausgenommen.



Freigelegtes Pferdeskelett in einer Grube des 19. Jahrhunderts.

tete Pferde aus dem 19. Jahrhundert entdeckt. Es ist anzunehmen, dass die Tiere einer Seuche zum Opfer fielen und in den Gruben entsorgt wurden.

Die Ausgrabungsarbeiten kamen trotz des sehr wechselhaften Wetters zügig voran, und so konnte

die Fläche nach rund sechs Wochen für den Baugrubenaushub freigegeben werden.

Die neuen Grabungen haben gezeigt, dass die Hypothese «je östlicher, desto jünger» im Hinblick auf die Datierung der Befunde aus den mittlerweile drei Grabungen grundsätzlich weiterhin ihre Gültigkeit hat. Allerdings fehlen in der aktuellen Grabung die an sich zu erwartenden Funde des 12./13. Jahrhunderts. Es stellt sich also die Frage, ob sich die Siedlung tatsächlich kontinuierlich vom Areal der römischen Villa z'Hof in Richtung Tal verlagerte. Denkbar ist aufgrund der neuen Befunde, dass sich das Dorf im 12./13. Jahrhundert grundsätzlich neu organisierte und sich im 14. Jahrhundert dann von der Talsohle aus wieder in Richtung Hangfuss ausdehnte. Sehr wahrscheinlich spielte dabei auch der Bergsturz von 1296 eine nicht unwesentliche Rolle.

Bericht und örtliche Leitung: Jan von Wartburg
April und Mai 2013





Gesamtplan der Grabung: Eine Vielzahl von Pfostengruben weist auf die intensive gewerbliche Nutzung des Areals in der Neuzeit hin. Deutlich sichtbar ist die grosse, kreisrunde Grube mit Verfüllmaterial des 14. Jahrhunderts. Das ältere hochmittelalterliche Grubenhaus ist mit einem Pfeil markiert.

Waldenburg, Hauptstrasse: ein Querschnitt durch die historische Altstadt

Waldenburg,
Hauptstrasse. Der
Werkleitungsgraben
im Bereich des
1840 abgerissenen
Nordtores.

Im Zuge der Instandstellung der Passstrasse über den Oberen Hauenstein in Waldenburg wurde auch eine Erneuerung der Werkleitungen vorgenommen. Diese mit tiefen Bodeneingriffen verbundenen Arbeiten hat die Archäologie Baselland begleitet. Dabei bot sich die Gelegenheit, Spuren der mittelalterlichen Stadt vom 1840 abgerissenen

Nordtor bei der Kirche bis hin zur südlichen Stadtmauer auf der Höhe des Restaurants Löwen zu beobachten und zu dokumentieren.

Die Erwartungen an Befunde und Funde waren indes nicht allzu hoch angesetzt, da man davon auszugehen hatte, dass frühere Tiefbauarbeiten – insbesondere die Gräben für die bestehenden Werkleitungen – bereits grosse Teile der archäologischen Strukturen für immer zerstört hatten.

Die ersten Baggerarbeiten im Bereich des 1840 aufgefüllten Stadtgrabens und des Nordtores bestätigten diese Erwartungen: Die Schichten im Boden waren nahezu alle modern. Nur bruchstückhaft hatten sich einzelne Fundamentreste zwischen den massiven Bodeneingriffen erhalten. Die Interpretation dieser historischen Puzzlestücke gestaltete sich entsprechend schwierig, beispielsweise im Bereich der Brücke über den ehemaligen Stadtgraben beim Nordtor.



Von den gefassten Fundamentresten der Brücke ungefähr acht Meter nördlich des Nordtores bis hin zum Torfundament zeigten die Aufschlüsse ein überraschendes Bild: Unterhalb des ehemaligen Bodenniveaus kamen auf Sicht gebaute Mauerreste zum Vorschein, die zu einer direkt vor dem Nordtor gelegenen «Wolfgrube» gehört haben könnten. Solche Fallgruben wurden im spätmittelalterlichen Burgenbau in Verbindung mit Zugbrücken konstruiert. Im Angriffsfall wurde die Zugbrücke hoch gezogen und so die darunterliegende Grube freigelegt. Diese war oft mit in den Boden gesetzten spitzen Pfählen versehen, die ein zusätzliches Annäherungshindernis darstellten. Zu dieser Interpretation passt, dass im Leitungsgraben auf der Sohle der postulierten Wolfgrube ein Eichenpfahl geborgen werden konnte. Dessen Fälldatum wird durch die Jahrringanalyse in die Jahre 1408–1414 eingeschränkt.

Dass bei der Errichtung von städtischen Verteidigungsanlagen die gleichen Festungselemente wie im Burgenbau zum Einsatz kamen, ist gut dokumentiert. Dies scheint auch in Waldenburg der Fall gewesen zu sein, wo kurz nach 1400 ein massiver Ausbau der Befestigung begonnen und über Jahrzehnte fortgesetzt wurde. Dies hat die Archäologie

Die einzigen noch sichtbaren Fundamentreste des 1840 abgerissenen Nordtors sind rechts des Foto-meters zu erkennen.



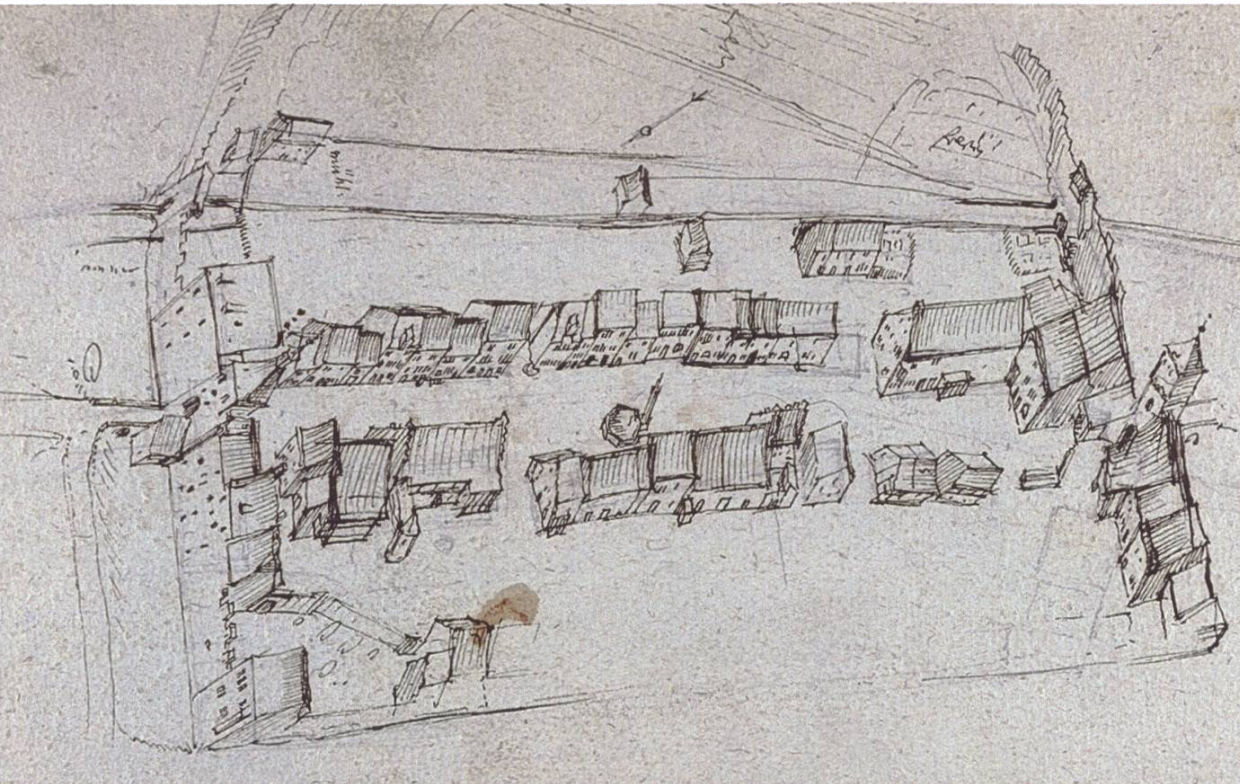
Auf der Skizze von Georg Friedrich Meyer ist links das Nordtor mit Wärterhäuschen und die direkt davor liegende steinerne Bogenbrücke zu sehen.

Baselland bereits in früheren Untersuchungen im Bereich des oberen, noch stehenden Tores von Waldenburg festgestellt. Grund für den Ausbau war der Erwerb des Amtes Waldenburg durch die Stadt Basel im Jahr 1400. Basel machte sich danach umgehend daran, die alten frohburgischen Gründungsstädtchen Liestal und Waldenburg, die

wichtig für den Warenverkehr über den Oberen Hauenstein waren, besser zu sichern. Diese Massnahme erfolgte sowohl im Hinblick auf das Aufkommen von Feuerschusswaffen als auch als Reaktion auf die häufigen Übergriffe von Solothurn, das diesseits des Jura ebenfalls territoriale Ansprüche geltend machte.

Jahrringanalysen aus der Decken-Balkenlage des oberen Tores ergaben ein Fälljahr von 1407/1408, was zeitlich gut zum datierten Pfahl aus der möglichen Wolfgrube passt. In der Planskizze von Georg Friedrich Meyer von 1680 sind aber weder Wolfgrube noch Zugbrücke ersichtlich. Die beiden Elemente könnten in dieser Zeit demnach bereits wieder als altmodisch und unbequem empfunden und entfernt worden sein.

Vom 1840 geschleiften Nordtor selber fanden sich nur noch kümmerliche Mauerreste im Boden. Die Stadtmauerfundamente im Süden hingegen traten vor dem Restaurant Löwen noch deutlich zu Tage.



Befunde aus dem Innern der Stadt kamen bei den Untersuchungen nicht zum Vorschein. Dies lässt sich damit erklären, dass die Hauptstrasse schon seit jeher in derselben Flucht durch das Städtchen verlief und bauliche Strukturen im Strassenbereich somit grundsätzlich fehlten. Doch auch die Anschlüsse an die Querstrassen ergaben keine Be-

funde, und Spuren, die mehr über die Gründungszeit im 13. Jahrhundert verraten würden, fehlten leider gänzlich.

Bericht und örtliche Leitung: Jan von Wartburg
Februar bis August 2013

Die Reste der südlichen Stadtmauer an der Ecke des Restaurants Löwen (links). Enge Leitungsgräben erschweren die Dokumentation (rechts).



Allschwil, Pestalozzi-
gässli. Unter den
neuzeitlichen und
modernen Aufschüt-
tungen zeichnet sich
die frühneuzeitliche
Brandschuttschicht mit
verbranntem Lehm
und darin liegenden
verkohlenen Holzbalken
deutlich ab.



Allschwil, Pestalozzigässli: 2000 Jahre Geschichte auf 200 Quadratmetern

Ein Bauprojekt am Pestalozzigässli, zwischen dem dortigen Kindergarten und der Baslerstrasse, rief die Archäologie Baselland auf den Plan: Die zu überbauende Parzelle war umgeben von diversen bereits bekannten Fundstellen aus Römerzeit und Mittelalter. Rund 300 Meter südwestlich, unter der Kirche St. Peter und Paul, lag das Hauptgebäude eines römischen Gutshofs. 200 Meter weiter nördlich wurden steinzeitliche Gräber dokumentiert. Frühmittelalterliche Grab- und Siedlungsfunde liegen gar nur hundert und weniger Meter entfernt.

Kurz nach Beginn der Baggararbeiten kamen bereits Schichten aus gebranntem Lehm und Holzkohle ans Licht. Die anschliessende Freilegung bot einen schönen Querschnitt durch 2000 Jahre Allschwiler Siedlungsgeschichte. Die tiefstgelegenen Schichten enthielten römische Funde. Der Verdacht, es könnte sich um durch den Dorfbach verlagerte Objekte handeln, war rasch widerlegt, denn die Gegenstände waren nicht verrundet, wie dies in einem solchen Fall zu erwarten wäre. Sie schienen vielmehr an Ort und Stelle abgelagert

worden zu sein. Aufgrund der geringen Grösse der Baugrube gelang es nicht, die Fundschicht in einen grösseren Zusammenhang – beispielsweise als Teil eines römerzeitlichen Gebäudes – zu bringen. Es ist denkbar, dass die Grabung im landwirtschaftlichen Teil der römischen Villa, der *pars rustica*, liegt und die Kulturschicht in der Nähe von

Über der Baugrubensohle ist die dunkle Kulturschicht, die römische Funde enthielt, gut zu erkennen.



Die beiden spätmittelalterlichen Mulden mit je einem Ausfluss mündeten in eine – hier bereits abgetragene – Pflasterung.

Holzgebäuden wie Ställen oder Werkstätten abgelagert wurde.

Direkt über der römischen Kulturschicht war ein spätmittelalterlicher Gehhorizont fassbar, zu dem auch zwei muldenartige Eintiefungen und eine kiesige Planieschicht gehörten. Die Funktion

der Mulden ist derzeit noch unklar. Interessant ist aber, dass sie je einen Ausfluss aufwiesen, der aus der Sonderform eines römischen Tubulus beziehungsweise aus gestellten, flachen Kalkbruchsteinen bestand. Die Ausflüsse mündeten in eine kiesige Planieschicht, möglicherweise der Vorplatz zu einem auf der Grabung nicht gefassten Gebäude. Wahrscheinlich versickerte hier die abgeleitete Flüssigkeit aus den Mulden.

Wenige Meter weiter nördlich wurde ebenfalls im Spätmittelalter eine kreisrunde Grube angelegt. Sie enthielt Gefäßkeramik des 13. und 14. Jahrhunderts sowie Knochenfragmente. Die Struktur unbekannter Funktion wurde folglich nach ihrer Aufgabe als Abfallgrube benutzt. Sie lag im Hinterhofbereich eines Gebäudes, das am Dorfbach im Kern des spätmittelalterlichen Allschwils stand und zu dem auch der gefasste Kiesplatz gehört haben dürfte.

Das untersuchte Areal blieb danach einige Generationen lang besiedelt, bevor in der frühen Neuzeit ein Brand das in unmittelbarer Nähe ver-



mutete Holz- oder Fachwerkgebäude in Mitleidschaft zog oder gar zerstörte. Das Ereignis ist anhand einer Schuttschicht aus gebranntem Lehm und verkohlten Holzbalken deutlich nachweisbar. Auffällig sind die vielen Eisenfunde, die auf eine gewerbliche Nutzung des Areals im Spätmittelalter und der frühen Neuzeit hinweisen könnten.

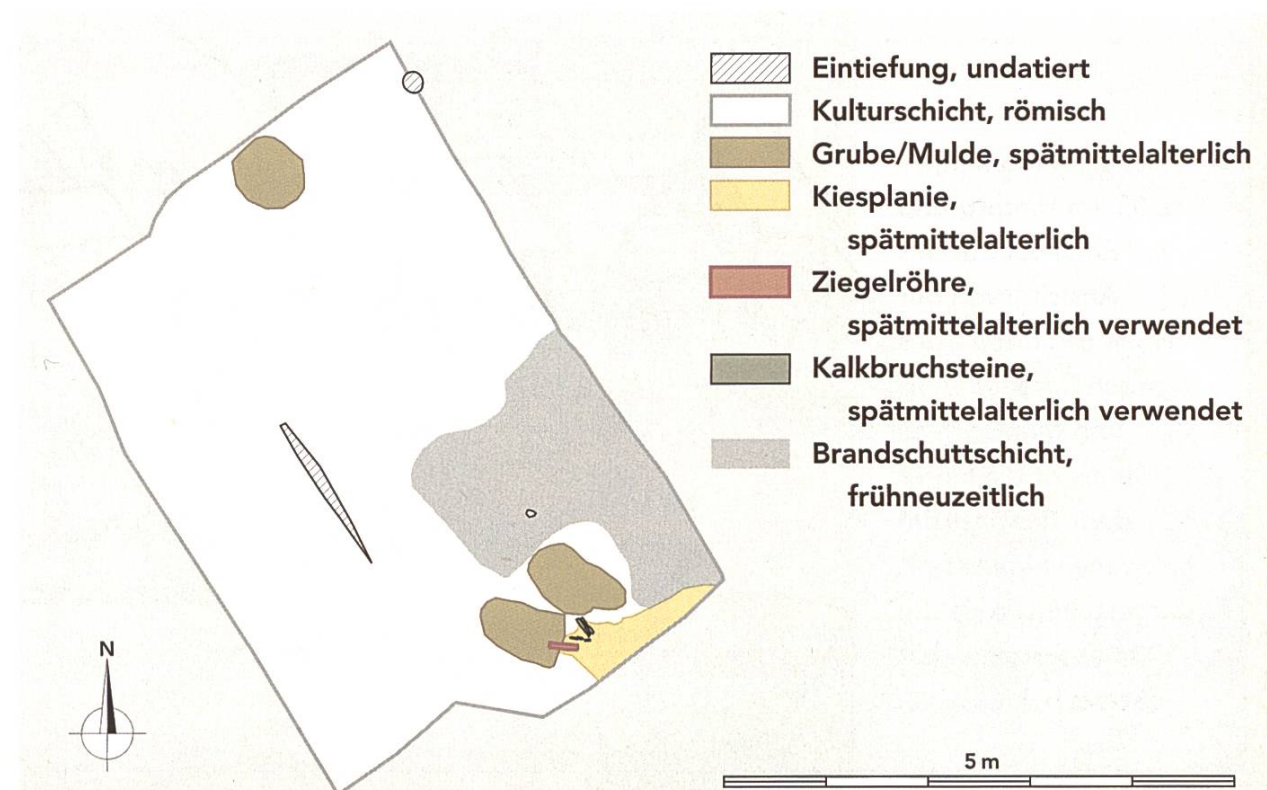
Eine unbestimmte Zeit nach dem Brandereignis wurde das Gelände grosszügig aufplaniert. Ziel war es wohl, die gegen den damals noch offen fliessenden Dorfbach geneigte Fläche auszuebnen. Eine darüberliegende letzte Planieschicht datiert bereits ins 20. Jahrhundert. Für die Zeit nach dem verhängnisvollen Brandereignis fehlen jedoch Hinweise auf ein Gebäude in der Umgebung.

Die geringe Grösse der Baugrube erschwerte eine zusammenhängende Sicht auf die Siedlungstätigkeit von der Römer- bis in die Neuzeit. Dies ist aber im archäologischen Alltag oft der Fall. Die Grabungsausschnitte sind oft erst in Zusammenhang mit später folgenden, direkt angrenzenden Untersuchungen wirklich verständlich. Sicher ist

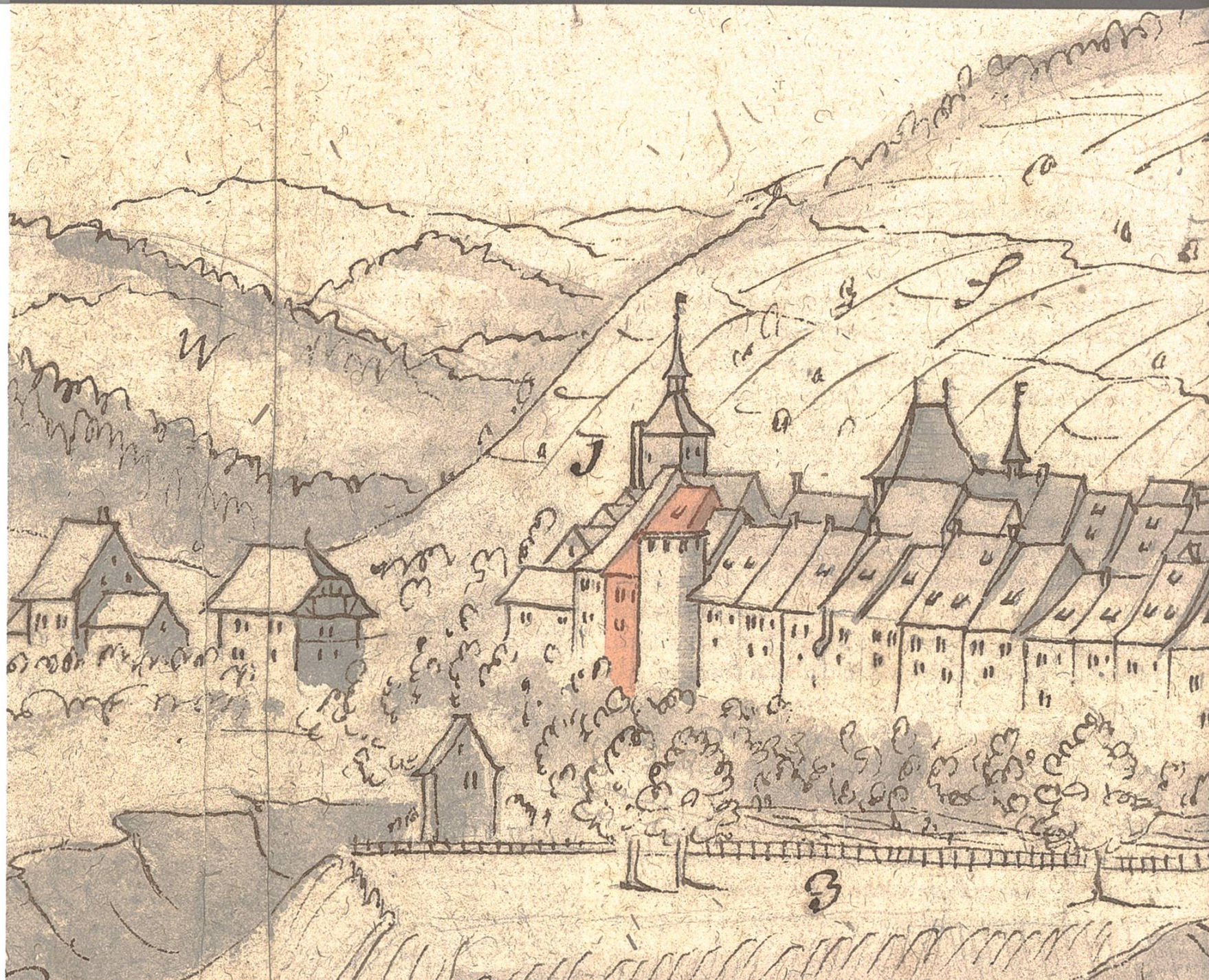
aber schon heute, dass der Dorfkern von Allschwil eine Zone mit sehr hoher Dichte an archäologischen Bodenfunden aus den unterschiedlichsten Epochen darstellt.

Bericht und örtliche Leitung: Jan von Wartburg
Juli 2013

Gesamtplan der
Grabungen mit den
spätmittelalterlich-
frühneuzeitlichen
Befunden.



Liestal, Kanonengasse 53. Im Hintergrund von Emanuel Büchels Ansicht «von der Höhe des Rebberges gegen Schauen Burg und Muntzach zu sehen» ist die hinter dem Thomasturm gelegene Liegenschaft dargestellt, wie sie um 1735 ausgesehen hat (Staatsarchiv Basel).



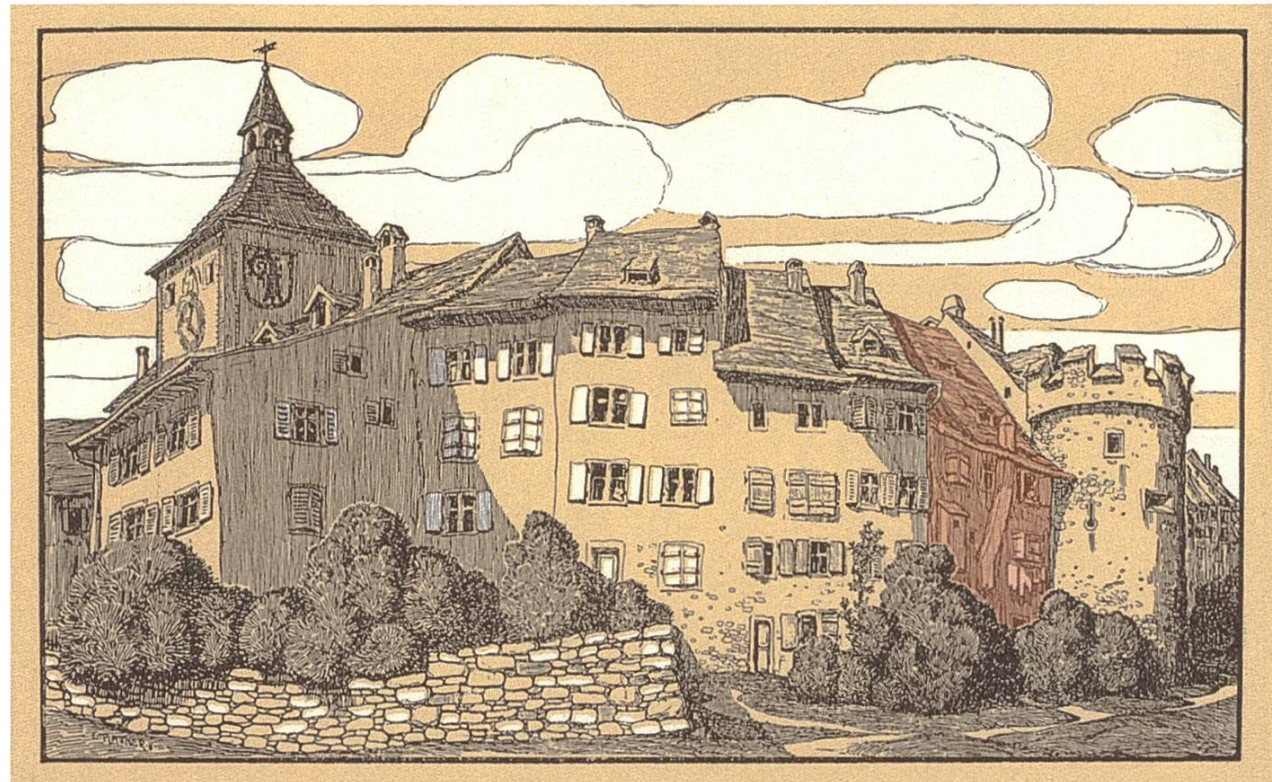
Liestal, Kanonengasse 53: ein Altstadt- haus aus dem 16. Jahrhundert

Der erste Schein trügt: Das Haus am oberen Ende der Altstadt wirkt von der Gasse her gesehen schmal und bescheiden. Die Fassade ist gerade einmal viereinhalb Meter breit – im Erdgeschoss ein Ladenlokal, darüber zwei Wohngeschosse. Im Innern des Gebäudes offenbart sich indes Erstaunliches: Weil es rückwärtig an die Stadtmauer angebaut ist, die an dieser Stelle zwischen Oberem Tor und Thomasturm eine starke Krümmung vollzieht, weitet sich der Grundriss nach hinten um mehr als das Doppelte. Eine sanfte Renovation gab die Möglichkeit für eine bauhistorische Untersuchung dieses interessanten Bauwerks.

Anders als in der Nachbarliegenschaft 51, die innen an den Thomasturm anschliesst, gibt es hier keine Hinweise auf eine gestaffelte Überbauung der Parzelle. Mit dem ersten fassbaren Gebäude in Stein wurde vielmehr gleich die gesamte Parzellentiefe ausgenutzt. Dieser Bau ist bis zum heute dreigeschossigen, stehenden Dachstuhl in den Grundzügen erhalten geblieben. Wie die Untersuchung der Jahrringe zeigte, wurden die Bauhölzer im Winter 1558/59 geschlagen. Einzelne Hölzer mit Fälldaten

zwischen etwa 1493 und 1531/32 sind wiederverwendet und gehören vielleicht zu einem Vorgängerbau, dessen Aussehen völlig unbekannt ist. Die beeindruckenden Dimensionen des Daches, das sogar die Höhe der darunter liegenden Geschosse übertraf, ergaben sich aus dem Umstand, dass die Parzelle auf ihrer gesamten Tiefe von rund

Otto Plattner zeichnete 1912 das Erdgeschoss der Liegenschaft mit Aussenkamin – Hinweis auf eine gewerbliche Einrichtung?



Die Trennwand im hinteren Teil des Erdgeschosses, mit Gewölbe eines Durchgangs. Sie stösst hinten an die Stadtmauer, vorne an eine Eichensäule.

16 Metern überspannt werden musste. Dass der mächtige Giebel nach Norden ursprünglich freistand, zeigen zwei grosse Stichbogen- und ein kleines Schlitzfenster, die den grossen Raum belüfteten. An der Südseite, wo schon ein Jahr später ein weiteres Haus angebaut wurde, war der Giebel hingegen fensterlos.

Das 1558/59 errichtete Haus besass im Erdgeschoss ursprünglich einen offenen Raum mit mindestens einer Säule aus Eichenholz, deren Holz vor 1503 geschlagen wurde. Die Säule stützte einen Unterzug, der den Grundriss längs halbiert. Ihr Kalksteinsockel ruht auf einem Tonplattenboden. Gehört dieser tatsächlich zum ursprünglichen Bestand, wie der fragmentarische Befund nahelegt, so ist dies ein starkes Indiz, dass das Erdgeschoss nicht zur Unterbringung von Vieh diente, wie das in anderen Häusern entlang der Gasse überliefert ist, sondern eher als Lagerraum oder Werkstatt.

Später wurde der Unterzug im hinteren Teil untermauert, und der nördliche Raum erhielt eine Feuerstelle, was nun deutlich auf einen Produktionsbetrieb hinweist. Im südlichen Raum befand sich in der Stadtmauer eine kleine, halbrund gewölbte und später zugemauerte Nische von 60 x 30 Zentimetern unbekannter Funktion. Die Trennwand besass zwei Schlitzfenster und ein Rundbogenportal, das die beiden hinteren, an der Stadtmauer gelegenen Räume verband. Der Raum gegen die



Gasse hin könnte dem Warenverkauf gedient haben – vielleicht mit ein Grund, weshalb man das Haus von Anfang an bis an die Gasse baute.

Das erste Obergeschoss wurde vermutlich im 18. Jahrhundert durch eine Querwand in Fachwerkbauweise unterteilt. Die gassenseitige Stube erhielt einen Kachelofen mit Nelkenmuster, den Initialen «RS» und dem Entstehungsjahr «1784». Dazu passen die eichene Spindeltreppe und die barocke Stubentüre mit gewülstetem Sturz und verkröpfter Zarge. Ab den 1770er Jahren wurde es zudem möglich, das Gelände des aufgegebenen Stadtgrabens vor den Mauern zu nutzen. Erste Durchbrüche entstanden. Im Erdgeschoss des Untersuchungsobjekts wurde der südliche Hinterraum abgetieft, der nördliche um einem Balkenkeller erweitert. Schon zuvor besass das Haus einen Gewölbekeller zur Kanonengasse hin.

In der nördlich angrenzenden Liegenschaft Nr. 51 hatte man 1505/06 zuerst ein kleineres Gebäude mit nur einem Obergeschoss an die Stadtmauer gebaut. Daran fügte man in den Jahren 1509–11

im Rahmen eines baselstädtischen Renovationsprogramms für die gesamte Liestaler Stadtbefestigung den Thomasturm als Flankenschutz des Oberen Tores. Erst 1583/84 hat man das Gebäude Nr. 51 in Richtung Kanonengasse verlängert und frühestens 1807/08 auf die heutige Höhe aufgestockt. Die südlich anstossende Liegenschaft Nr. 55

Detail der gefasten Eichensäule von 1503, die in zweiter Verwendung die Decke des Erdgeschosses stützte.



Detail des
1784 datierten
Kachelofens im ersten
Obergeschoss.

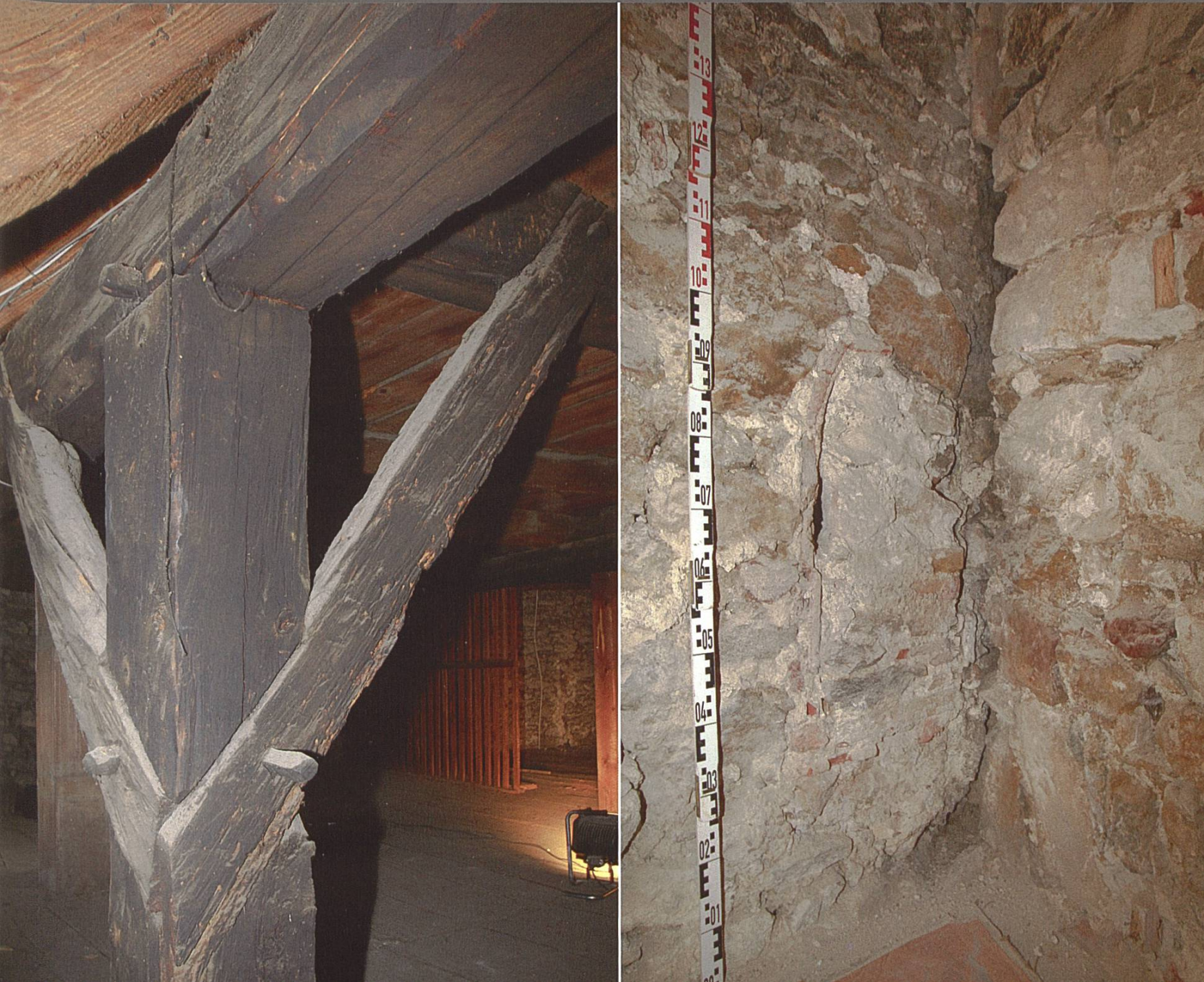
entstand 1559/60 und schloss gassenseitig an die Fassade von Nr. 53 an.

Die Altstadthäuser im Bereich des Thomasturms, wie sie heute noch stehen, entstanden demnach im Nachgang der 1536 für Liestal erlassenen Bauordnung der Stadt Basel, die offenbar Ausgangspunkt

einer umfassenden Stadterneuerung war. Auslöser für diesen bemerkenswert frühen stadtplanerischen Erlass war, wie die Bauordnung selber ausführt, der schlechte Bauzustand des Städtchens. Viele Häuser waren offenbar noch aus Holz und hatten keinen Kamin, andere standen leer, und es herrschten «unordennliche» Baulinien. Die neue Verordnung führte dazu, dass die Häuser «einander nach schnurschlecht unnd nit mer Eins für das ander wie bisher beschehen» geplant und gebaut wurden, allerdings unter Wahrung der alten, kleinteiligen Bauparzellen. Die Abfolge der frühneuzeitlichen Häuser an der Kanonengasse illustriert die daraus resultierende neue Bauplanung sehr schön. Die Neubauten entstanden in einer kurzen Blütephase zwischen den verheerenden Pestjahren von 1547/48 und 1564.

Örtliche Leitung: Anita Springer
Bericht: Anita Springer und Reto Marti
März bis Juni 2013





links:

Detail des stehenden
Dachstuhls von
1558/59.

rechts:

Zugemauerte Nische
in der Stadtmauer, die
die rückwärtige Wand
des Erdgeschosses
bildet. Rechts stösst
die jüngere Trennwand
an die Stadtmauer.



Buus, Zuzgerstrasse 5.
Das um eine Häuser-
zeile von der Strasse
zurückversetzte
Wohnhaus.

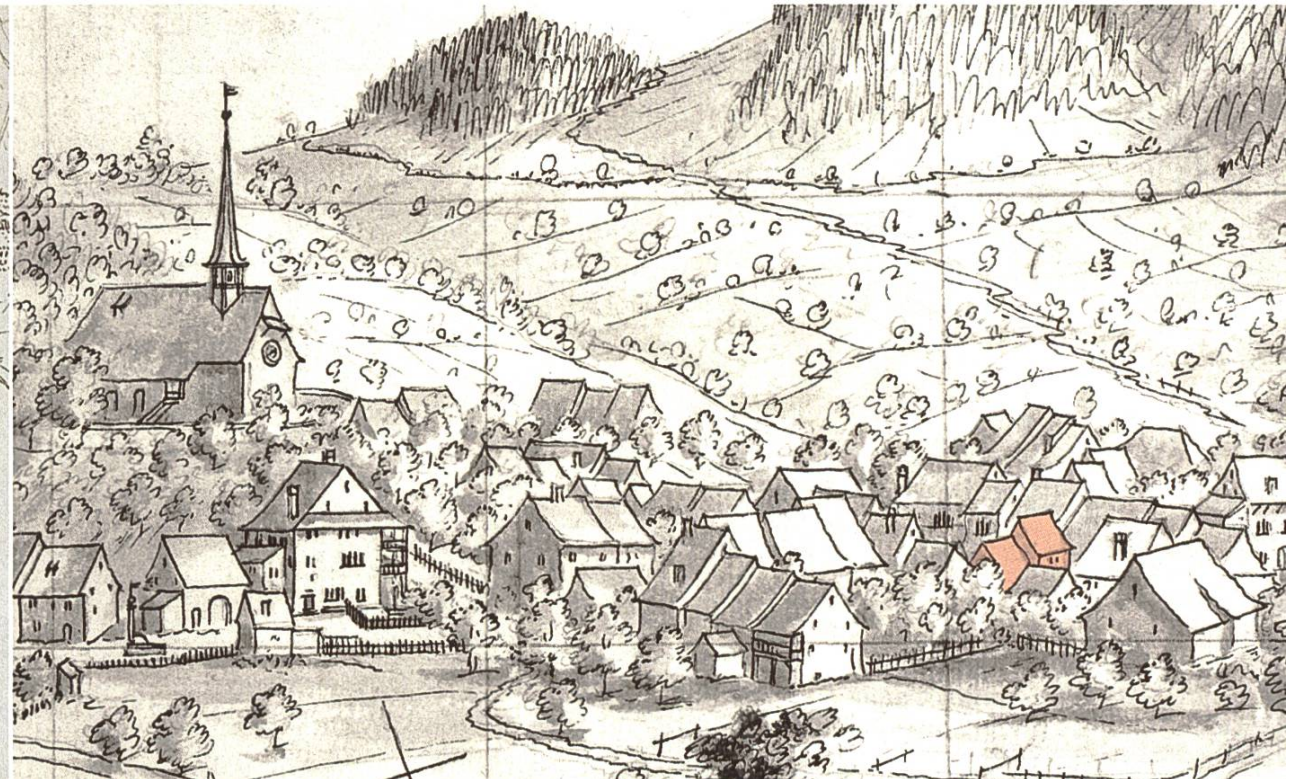
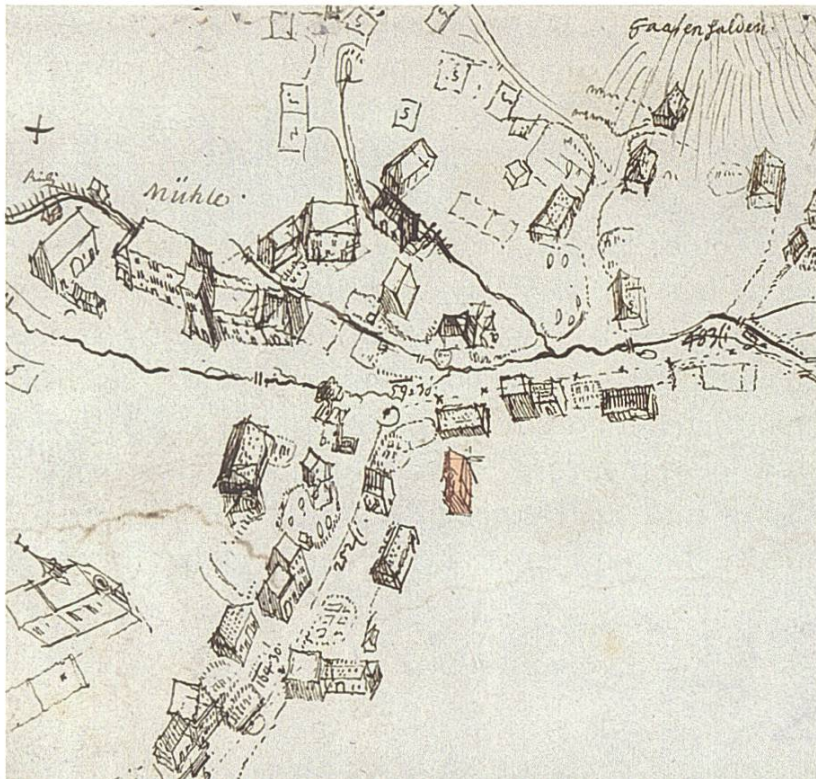
Buus, Zuzgerstrasse 5: ein Bauernhaus mit langer Geschichte

Das Bauernhaus an der Zuzgerstrasse, mitten im historischen Dorfkern von Buus, fand bereits im Kunstdenkmälerband von Hans-Rudolf Heyer über den Bezirk Sissach Erwähnung. Auch der Eintrag im Inventar der kantonalen Denkmalpflege liess eine komplexe Baugeschichte vermuten.

Ein für 2014 angekündigtes Projekt gab schliesslich Anlass für eine bauarchäologische Untersuchung.

Heute präsentiert sich die Liegenschaft als stattliches zweigeschossiges Wohnhaus mit nördlich

Die untersuchte
Liegenschaft in den
Darstellungen von
Georg Friedrich Meyer
(1680, links) und
Emanuel Büchel (1755).

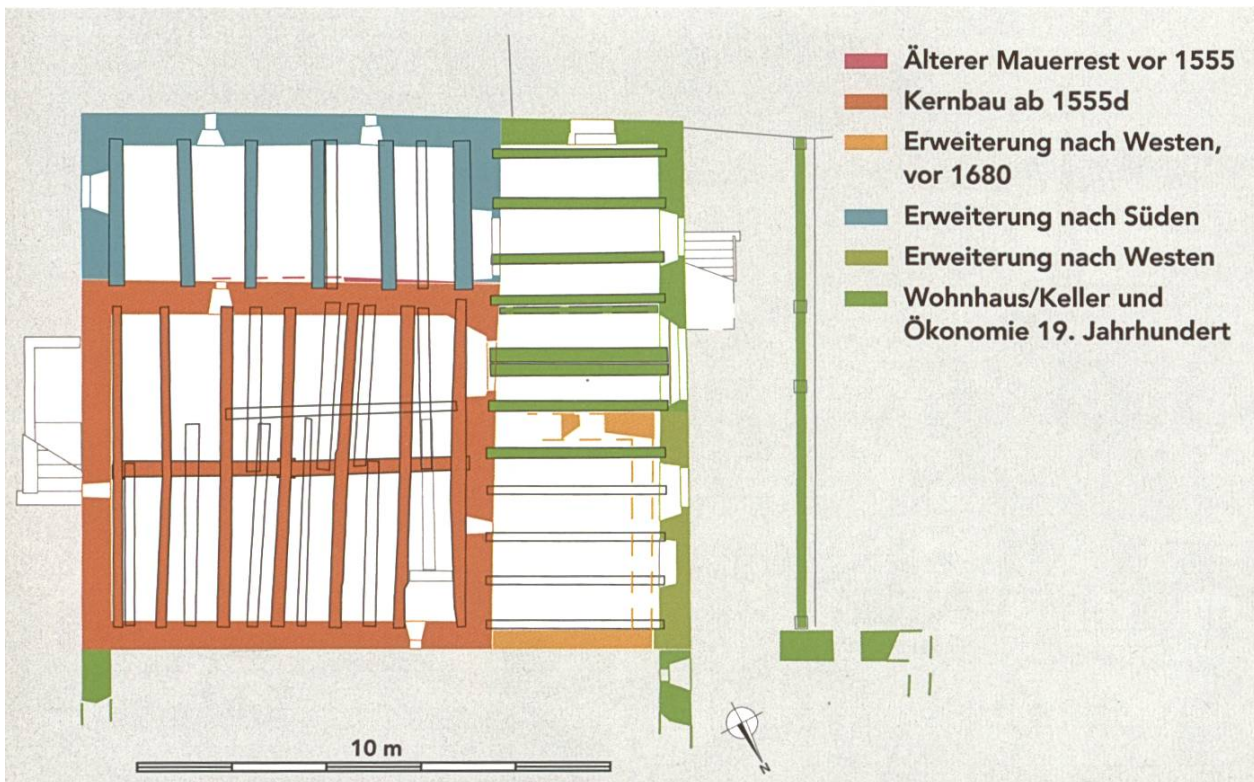


Kellergrundriss
mit eingetragenen
Bauphasen.

anschliessender Ökonomie, bestehend aus Tenn, Stall und Scheune. Zur Strasse hin weist das etwas zurückversetzte Haus einen gestelzten Wohnteil mit vier Fensterachsen und einem Eingang in der Mitte auf. Das Gebäude war ursprünglich jedoch deutlich kleiner, wie die Untersuchungen gezeigt

haben. Der zum Ursprungsbau gehörende, nahezu quadratische Balkenkeller mit zentraler Eichen säule liess sich mittels Jahrringdatierung ins Jahr 1555 datieren. Dieses Gebäude ist damit nur drei Jahre jünger als das knappe 40 Meter weiter westlich gelegene Haus an der Hauptstrasse 8, in dem heute eine Volg-Filiale untergebracht ist und das vor wenigen Jahren Gegenstand einer Bauuntersuchung war (s. Jahresbericht 2007). Auch ein Ausenbackofen, dessen Reste sich im ersten Wohngeschoss auf der Tennseite fanden, wird zu diesem ersten kleinen Wohnhaus gehört haben.

Aus einer Feldskizze von Georg Friedrich Meyer geht hervor, dass das Wohnhaus noch vor 1680 nach Westen erweitert und mit einem zusätzlichen Keller versehen wurde. Meyer zeichnet nämlich bereits ein Wohnhaus mit Wirtschaftsteil, und bei einem im Norden direkt anschliessenden Tenn und Stall ergeben die am Wohnhausgiebel beobachteten Fenster keinen Sinn mehr. Emanuel



Büchel schliesslich zeichnet 1755 einen Gebäudekomplex mit zwei unterschiedlichen Dachflächen und Gebäudehöhen.

Im Bauinventar der Denkmalpflege erscheint ein Baudatum von 1773. Aufgrund der Abfolge der Bauetappen und der historischen Abbildungen könnte damals die Erweiterung des Wohnhauses nach Westen auf den heutigen Grundriss erfolgt sein. Die Quelle des Datums ist jedoch unbekannt.

Hinweise für einen Umbau in der Zeit um 1850 finden sich hingegen in den Brandlagerakten: Um 1844 wurde die Gebäudeschatzung um 2000 Franken angehoben, aufgrund einer «Reparatur an der Behausung», wie es heisst. In diese Zeit passt ein Kachelofen im zweiten Wohngeschoss, der mit Sinnsprüchen versehen und mit «Wendolin Schmid – Hafner-Meister in Gipf 1848» signiert und datiert ist. Die Erneuerung umfasste ausserdem eine Dacherhöhung und die Vergrösserung der Fenster,

um für die Posamenterei mehr Licht in die Stuben zu bringen. Noch heute sind auf dem Holzboden der vorderen Stube im ersten Obergeschoss die Standspuren eines Bandwebstuhls erhalten. Ebenfalls den Brandlagerakten ist gemäss den Nachforschungen von Martin Furter zu entnehmen, dass

Der 1555 datierte
Balkenkeller mit
Eichensäule.



Der ins Jahr 1848
datierte Kachelofen
von Wendolin Schmid
in der Stube des zwei-
ten Wohngeschosses.

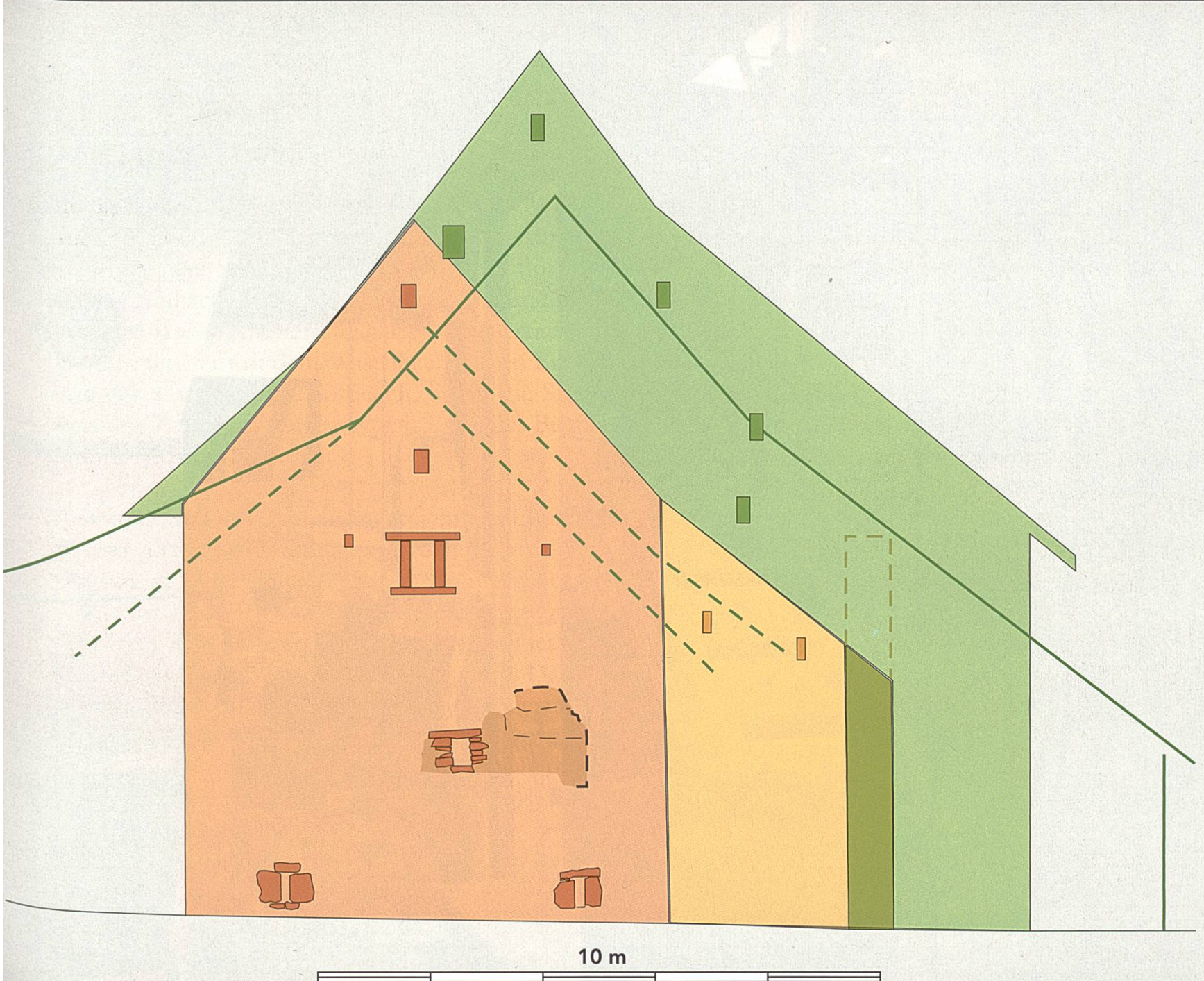
im 19. Jahrhundert während mehrerer Jahrzehnte vier Familien als Posamenter, Handwerker und Kleinbauern in diesem Haus lebten. Auf dem Estrich ist noch heute eine Räucherammer und eine Kornschütte für die Vorratshaltung erhalten. Ge-

mäss den Inschriften an der Eingangstür und am Stallbrunnen fanden 1918 und 1928 weitere Veränderungen an Haus und Ökonomie statt.

Das Interesse der Bauherrschaft an den Resultaten der archäologischen Untersuchung war gross. Dies zeigte sich an der erfreulich grossen Zahl von Familienangehörigen, die eine gemeinsame Begehung besuchten, an der die Archäologie Baselland ihre Resultate präsentierte. Einige haben einen guten Teil ihres Lebens in diesen Gemäuern verbracht, und so füllten sie an dieser Führung mit ihren Berichten von früher das alte Gebäude mit spannenden Geschichten.

Durchführung und Bericht: Claudia Spiess
Dendrochronologie: Raymond Kontic, Basel
April bis Juni 2013





Die an der nördlichen, tennseitigen Giebelwand des Wohnhauses ablesbaren Bauphasen.

- Kernbau, ab 1555d
- Aussenbackofen
- Wohnhaus, West-erweiterung, vor 1680
- Wohnhaus, West-erweiterung
- Ökonomie, historische Ortgänge
- Ökonomie, Erhöhung
- Wohnhaus, 19. Jahrhundert

Zeglingen, Untere
Mühle. Blick in den
Mühlraum mit
Mahltisch, Röllgang
und Sichtertrichter.



Zeglingen, Untere Mühle: Zeugnisse von 400 Jahren Handwerk

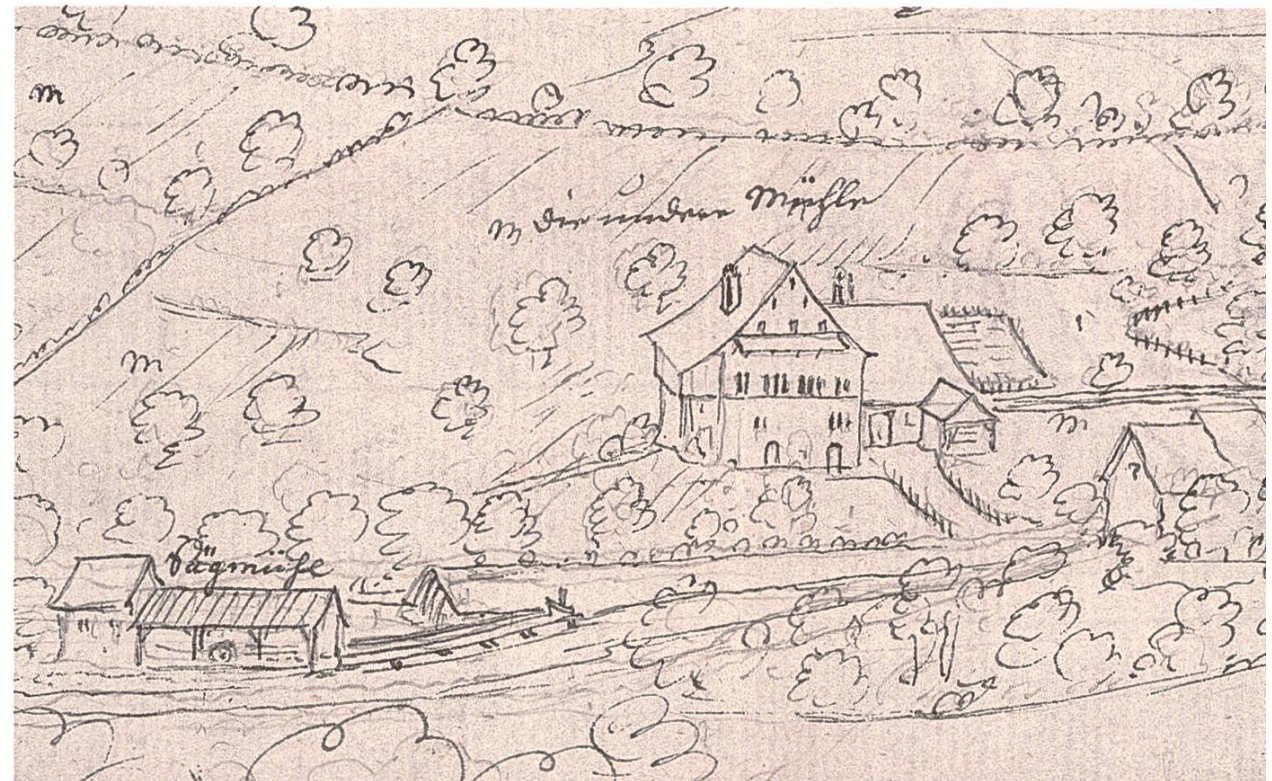
Seit 1603 steht das stattliche, freistehende Wohnhaus mit Mühle und Ökonomie am nördlichen Dorfrand von Zeglingen. Vom Dorf her floss der Nünbrunnbach hinter der Mühle vorbei und trieb im Radhaus das überschlächtige Wasserrad an. Danach floss er mit dem Wisenbach in den Eibach und den Giessenfällen entgegen. So ist die Situation um Zeglingen um 1765 von Emanuel Büchel dokumentiert.

Auf einer anderen Abbildung zeichnete Emanuel Büchel 1752 die Mühle etwas detaillierter. Die Öffnungen in den beiden oberen Wohngeschossen waren als Doppel- und Drillingsfenster ausgebildet. Über dem zweiten Obergeschoss spendete ein Klebedach Schutz vor der Witterung, drei Dachetagen mit Satteldach zeugen von viel Lagerraum. Das Radhaus und die Eingänge zu Mahlraum und Keller waren am selben Ort, der Wirtschaftsbe- reich nahm weniger Raum in Anspruch als heute.

Um abzuklären, welche Bereiche des im Bauinventar der kantonalen Denkmalpflege erfassten Objekts bei einer zukünftigen Renovation beson-

ders aufmerksam dokumentiert werden müssen, wurde im Berichtsjahr der aktuelle Zustand fotografisch festgehalten. Mit den beiden Jahrzahlen von 1603 und 1803, die über der Tür zum Mahlraum zu finden sind, sind das Wohngebäude und der Mahltisch treffend datiert.

Untere Mühle und Säge in der Darstellung von Emanuel Büchel von 1752 (Staatsarchiv Basel-Stadt).



Die Fassade der Mühle
mit «Berner Ründe»
nach dem Umbau von
1803 durch Johan-
nes Rickenbacher und
Elisabeth Widmer.

Der massive Mahltisch auf Kalksteinsäulen mit horizontaler Profilierung und die Eichensäule mit Sattelholz, den Kerbenfolgen und dem «Schafskopf» passen stilistisch zusammen und dürften von 1603 stammen. Auch die Fenstersäule zwischen den beiden Fenstern im ersten Obergeschoss passt vom Typ her zum Baudatum von 1603. Sie wurde

aber vermutlich beim Umbau von 1803 von den beiden Drillingsfenster im zweiten Obergeschoss hierher verschoben.

Der mit Inschrift belegte Umbau von 1803 zum aktuellen Aussehen ist vor allem in der Hauptfassade ablesbar. Die damals erstellte Fassade mit Halbwalm, Berner Ründe und veränderter Befensterung entspricht dem Konterfei der Mühle auf einer Ofenkachel, die unter einem später eingebauten Stubenofen als Bodenfliese eingesetzt wurde. Die Raumaufteilung im Wohnbereich und die Ökonomie wurden 1945 nach einem Brand stark verändert, die ältere Bausubstanz beim Wiederaufbau weitgehend beseitigt. Allenfalls sind unter dem Täfer im ersten Obergeschoss noch Deckenbalken vorhanden, die bei einem zukünftigen Umbau zu dokumentieren wären.

Die Einrichtung im Mahlraum zeigt die kontinuierliche Entwicklung des Handwerks über die Jahrhunderte. Der mächtige Mahltisch aus Eiche wurde unzählige Male umgebaut, verstärkt und für die nächstfolgende, modernere Technik an-



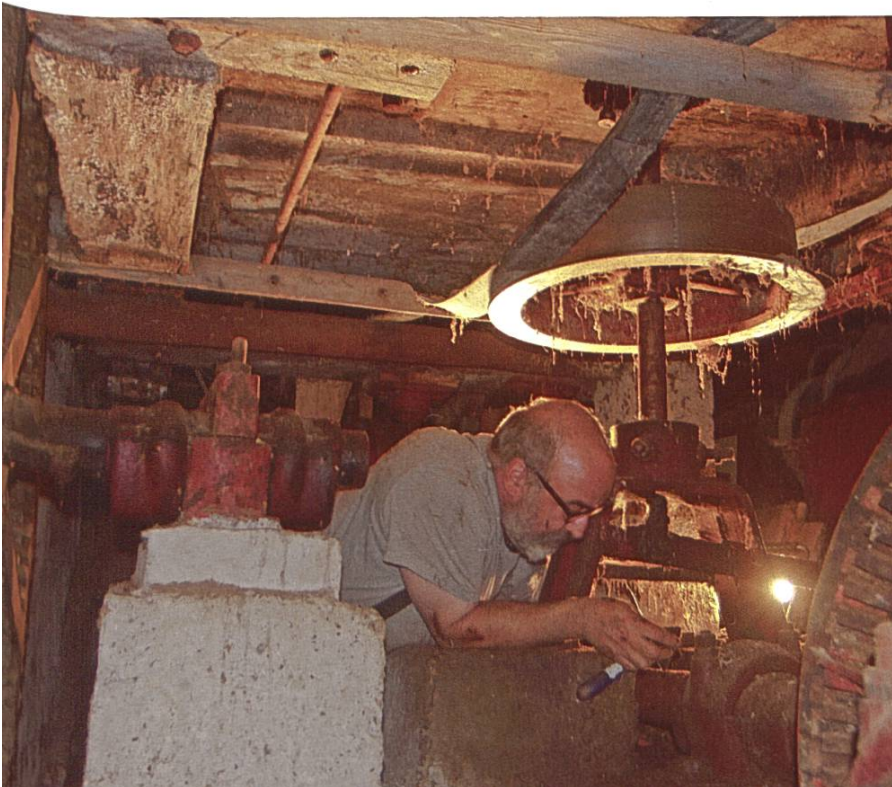
gepasst, bis die Kundenmüllerei 1955 aufgegeben wurde. Die heutige Situation bildet eine Momentaufnahme des letzten Mahlganges ab. Die Technik und Ausstattung nebst Werkzeugen und Kornsäcken wurden an Ort und Stelle belassen. Der «Mühlendoktor» Kurt Fasnacht, der die Einrichtung dokumentierte, kam so zu einem genauen

Abbild der Arbeitstechniken und -abläufe im Laufe der Jahrhunderte.

Örtliche Leitung: Claudia Spiess und kantonale Denkmalpflege

Bericht: Claudia Spiess
Juli 2013

Benjamin Thomas untersucht die Mechanik im Mahlgraben (links). Die Fenstersäule von 1603 im ersten Obergeschoss (rechts).



Arlesheim,
Hauptstrasse 43. Die
Rankenmalerei in der
jüngsten Version im
ersten Obergeschoss.

Ganz rechts ist der
Abdruck einer Trenn-
wand ersichtlich, der
die Malereien der
beiden Zimmerdecken
trennte.



Arlesheim, Hauptstrasse 43: eine bunte Geschichte

Schon lange ist den Sachverständigen der ehemalige Bauernhof am Rande des alten Ortskerns von Arlesheim, an der Kreuzung Hauptstrasse-Ermitagestrasse aufgefallen. Je ein giebelständiges Wohnhaus und ein Wirtschaftsgebäude umschliessen einen kleinen Hof – eine Anlageform, die im Elsass sehr geläufig und auch im nahen Allschwil mehrfach belegt ist. Vielleicht ist die Gehöftform für den Namen der Liegenschaft verantwortlich. Anders als viele Elsässer Vergleiche ist der sogenannte «Sundgauerhof» jedoch kein Fachwerkbau, sondern massiv in Stein errichtet. Das etwas kleinere Ökonomiegebäude – dendrodatiert 1805/06 – umfasst das ehemalige Tenn mit rundbogigem Scheunentor und den ehemaligen Stall. Weitere Stallungen finden sich im rückwärtigen Teil der Liegenschaft.

Das stark sanierungsbedürftige Wohnhaus soll einer sanften Renovation unterzogen werden, was Denkmalpflege und Bauforschung auf den Plan

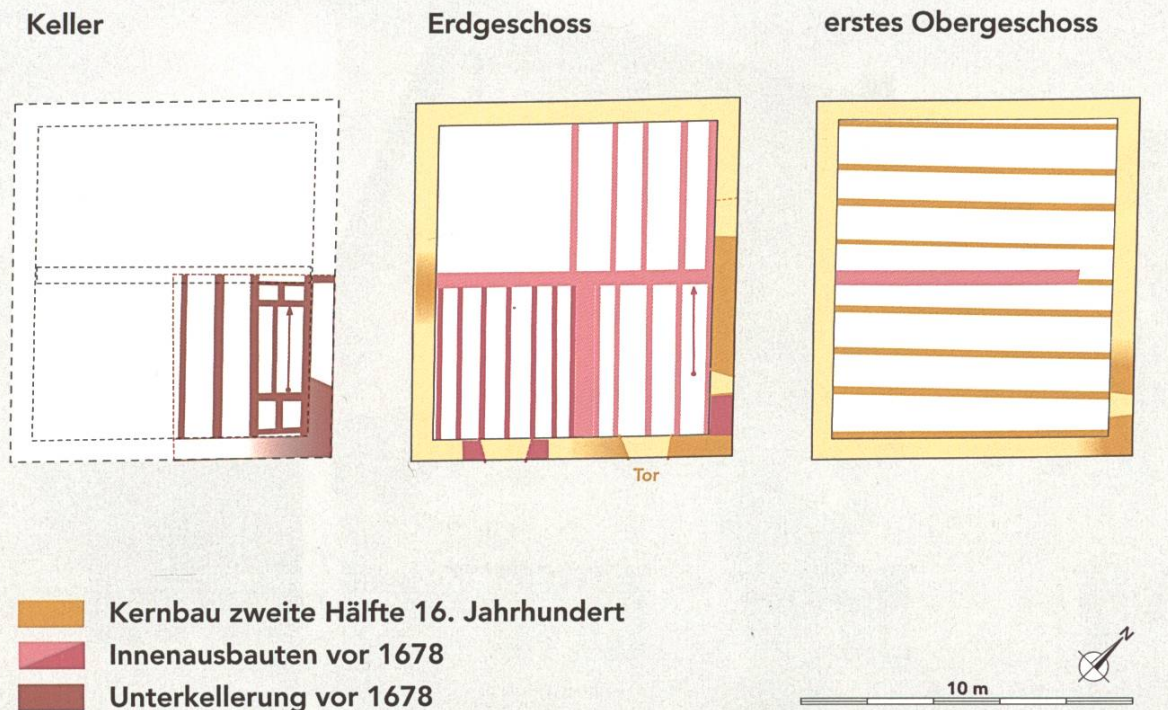
rief. Der zweigeschossige Bau mit steilem Satteldach wird heute von der Hofseite her über eine Laube erschlossen. Der ursprüngliche Eingang lag jedoch an der Hauptstrasse. Die Hölzer für den aktuellen Dachstock wurden gemäss der Jahrringanalyse 1678/79 geschlagen. Die Untersuchungen haben aber gezeigt, dass das Bauwerk im Kern

Wohn- und
Ökonomiegebäude
des «Sundgauerhofes»,
Ansicht von Süden.



Vereinfachte
Darstellung der
Umbauphasen vor
1678 ...

älter ist. Ein genaues Erstellungsdatum fehlt noch, doch weisen die Volutenschilder am Steingewände des ehemaligen Haupteingangs, das später im Kellereingang vermauert wurde, auf eine Entstehung wohl im späteren 16. Jahrhundert hin. Auch der quadratische Grundriss von $9,5 \times 10,5$ Meter Ausenmass war typisch für Steinbauten dieser Zeit.



Anfänglich ohne nachweisbare Innenunterteilung, wurde das Haus vor 1678 durch eine massive Steinwand in eine nordöstliche hintere und eine südwestliche vordere Hälfte geteilt. Von der vorderen Hälfte an der Hauptstrasse, die ihrerseits durch eine zuerst massive, später etwas versetzt als Fachwerk wieder aufgeführte Wand in zwei Kammern unterteilt war, führte anfänglich je eine Treppe ins Obergeschoss und in den neuen Keller. Es ist denkbar, dass der hintere Hausbereich zuerst landwirtschaftlich genutzt wurde. Dafür spricht, dass die eichenen Deckenbalken der nicht unterkellerten hinteren Hälfte nur grob zugerichtet waren, darüber lediglich eine Legebretterdecke liegt und auch der Kamin erst später hier eingerichtet wurde. Das Haus war ursprünglich also wohl als ein sogenannter primärer Vielzweckbau angelegt.

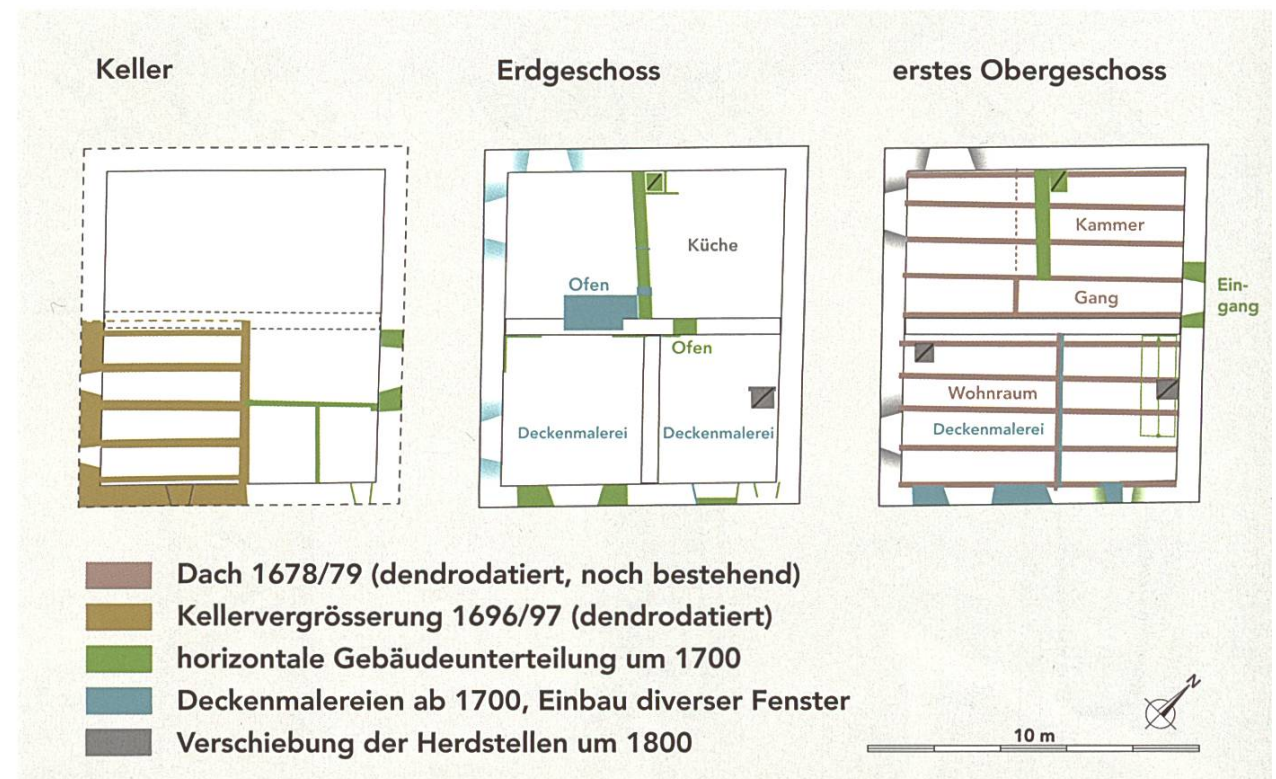
Zusammen mit dem neuen Dach erhielt das Obergeschoss 1678/79 einen Erschliessungsgang, den man in Fachwerkbauweise errichtete. Die dahinter liegende Küche wurde nach vorne auf die Strassenseite verlegt und der Raum zur Treppenkam-

mer umgebaut. Schon bald danach hat man die Liegenschaft offenbar zum Zweiparteienhaus umgestaltet. Das Obergeschoss erhielt einen eigenen Zugang über eine hofseitige Laube. Vermutlich ging mit der Auftrennung eine Erweiterung des Kellers einher, deren Deckenbalken 1696/97 geschlagen wurden. Beide Kellerteile sind nicht gemauert, sondern lediglich in den lehmig-kiesigen Untergrund gegraben und mit Kalkmörtel überputzt. Der ursprünglich interne Zugang zum Keller wurde später – vielleicht schon anlässlich der Erweiterung – ebenfalls auf die Hofseite verlegt. Auch die interne Treppe, die das Erd- mit dem Obergeschoss verband, muss damals aufgegeben worden sein.

Seit dieser Zweiteilung am Ende des 17. Jahrhunderts erfolgte der Zugang von der hofseitigen Laube aus. Das Haus scheint jedoch nicht lange auf verschiedene Besitzer aufgeteilt gewesen zu sein. Bald danach erhielten die Schiebebretterdecken in den beiden vorderen Kammern des Erdgeschosses nämlich eine graue Bemalung mit feinen weiss-

sen Sprenkeln, die sich analog auch in den darüber liegenden Wohnräumen wiederfindet, wobei dort die südliche Kammer sorgfältiger ausgestattet wurde. Eine graue Bandmalerei umrahmt hier schwarz gefasste und weiss gesprenkelte Deckenspiegel, die an den Enden jeder Deckenbahn halbrund enden und in der Mitte eine Rondelle

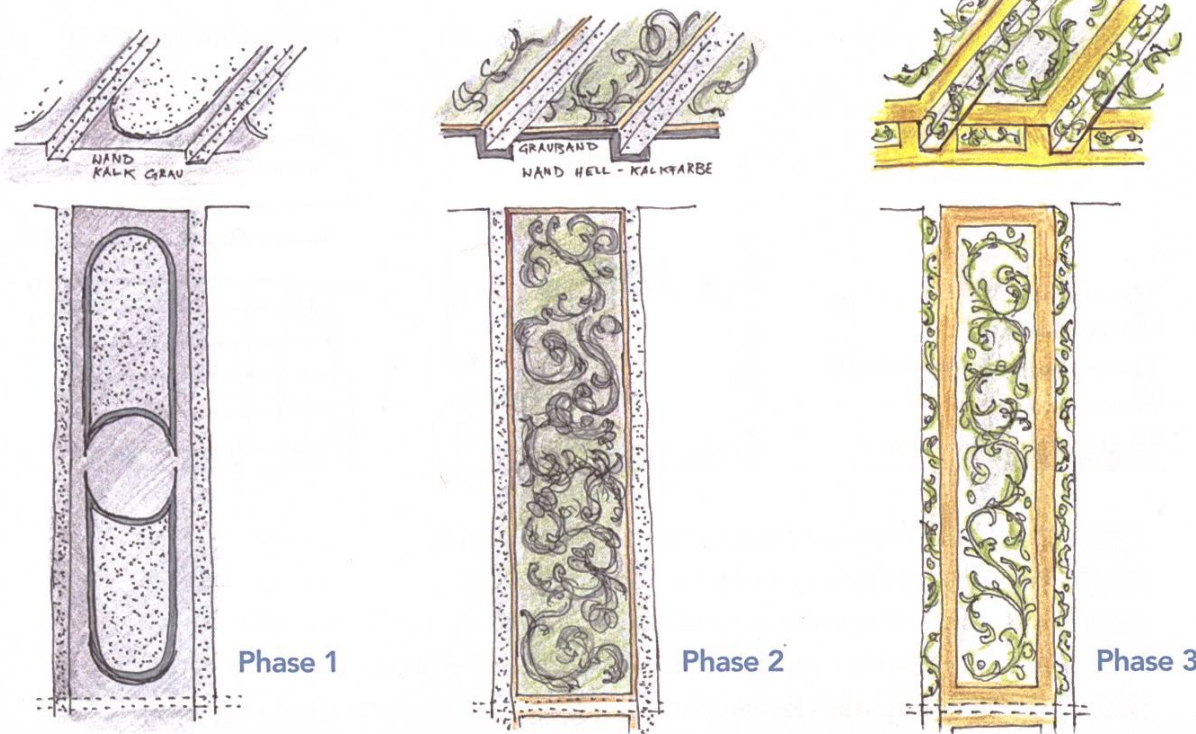
... und ab dem Umbau von 1678/79 gemäss aktuellem Stand der Untersuchungen.



Die Abfolge der
Deckenmalereien
gemäss den Analysen
des Restaurators
Gregor Mahrer (Gregor
Mahrer, Basel).

frei lassen. Im dahinter liegenden, westlichen Eckraum, der zuletzt als Stube genutzt wurde, findet sich neben der Türe der Ansatz zu einer zugemauerten, sehr grossen Ofennische. Auch wenn heute nicht mehr genau beurteilbar, dürfte diese Nische sekundär aus der massiven Trennwand herausgebrochen worden sein.

Bereits die nächste Generation liess die bemalten Decken im Obergeschoss wieder überstreichen, wobei zwischen den beiden Kammern nun kein Qualitätsunterschied mehr festzustellen ist. An die Stelle der Graumalerei traten schwarze Ranken auf heller Grundierung, gerahmt von altrosafarbenen Bändern mit schwarzem Randstrich. Auch an den Wänden ist ansatzweise eine Bänderung zu beobachten. Doch auch diese Ausstattung war nicht von Dauer: Wohl noch vor der Mitte des 18. Jahrhunderts folgte eine Malerei mit grünen Ranken und schwarzem Randstrich auf weissen Feldern, gerahmt von gelben Bändern mit rotem Randstrich. An den nur ausschnittsweise untersuchten Wänden finden sich Hinweise auf dazu passende florale Muster. Später wurde das südliche Zimmer zulasten des nördlichen vergrössert und mit einem Kachelofen ausgestattet. Der aktuelle Ofen der Zeit um oder bald nach 1900 verwendet zum Teil ältere Kacheln mit Tupfendekor aus dem späteren 19. Jahrhundert, die vermutlich elsässischer Provenienz sind.



Die Qualität der neu zutage getretenen Befunde im «Sundgauerhof» überrascht. In Verbindung mit der massiven Steinbauweise lassen sie eigentlich nur den Schluss einer gehobenen Besitzerschaft zu. Augenfällig ist die zeitliche Übereinstimmung der grundlegenden baulichen Veränderungen um 1678/79 mit der Verlegung des Domkapitels des Bistums Basel nach Arlesheim: 1678 Ankunft der Domherren, 1679/80 Baubeginn des Doms. Es ist sicher nicht abwegig, die Hausherren im bischöflich-klerikalen Umfeld des Domkapitels zu suchen.

Trotz der reichhaltigen Befunde weiss man indes noch kaum etwas Konkretes über die Besitzer des Sundgauer Hofes. Die neuen Erkenntnisse unterstreichen jedoch die Bedeutung des unter Denkmalschutz stehenden Ensembles. Es ist in seiner Form und Erhaltung nicht nur für Arlesheim einmalig, und man darf gespannt sein, was die 2014 weiterzuführenden Untersuchungen noch an den Tag legen.

Örtliche Leitung: Anita Springer
Bericht: Anita Springer und Reto Marti
Analyse der Malereien im Auftrag der Denkmalpflege: Gregor Mahrer, Witterswil
Mai bis November 2013

Neue Technologien:
Bei der Dokumentation der Baubefunde im «Sundgauerhof» kam ein 3D-Scanner zum Einsatz.



Bottmingen, Therwilerstrasse 9: Baujahr 1669

Bottmingen, Therwilerstrasse 9. Blick auf die Liegenschaft von Südosten, mit Waschhaus (vorne), Ökonomie und Wohnhauserweiterung nach 1836 (hinten).

Der Gebäudekomplex an der Therwilerstrasse 9 liegt im alten Ortskern von Bottmingen, dem sogenannten Mitteldorf, nahe einer alten Wegkreuzung. Anders als die meisten Häuser in der Nachbarschaft liegt das Bauernhaus gegenüber der Strasse jedoch etwas zurückversetzt am leicht ansteigenden Hang. In der grossen Basler Karte des

Geometers Georg Friedrich Meyer aus der Zeit um 1690 ist der damals noch sehr bescheidene Ort östlich des Weiherschlosses von Bottmingen nur sehr skizzenhaft wiedergegeben. Trotz einiger Ungenauigkeiten lässt sich darin ablesen, dass sich die wenige Jahre zuvor erstellte Liegenschaft an einer rückwärtigen Gasse orientierte. In der ältesten exakten Karte von 1844 aus der Hand Friedrich Baaders schliesslich ist zu erkennen, dass das Gebäude mittlerweile zu einer ganzen Gruppe gehörte, die etwa 100 Meter südwestlich des Schlosses um eine rechteckige Freifläche angeordnet war, die sich zwischen dieser Gasse und der alten Landstrasse durchs Birsigtal, der heutigen Therwilerstrasse, erstreckte.

>

Auf der grossen Karte der Landschaft Basel von 1690 ist das untersuchte Gebäude östlich des Weiherschlosses rot markiert (Staatsarchiv Basel; Karte genordet und Schriftzug gedreht).



Die Gemeinde als Besitzerin plant das Bauernhaus, das derzeit zum Teil als Werkhof genutzt wird, zu verkaufen. Dies führte zu zusätzlichen Abklärungen seitens der Archäologie Baselland, in Ergänzung zu einer Bauaufnahme der Kantonalen Denkmalpflege von 1999.

Die ursprüngliche Anlage ist durch die dendrochronologische Analyse der Bauhölzer in die Jahre 1668/69 datiert – was gut zur Jahreszahl 1669 passt, die sich auf dem Sturz eines gotischen Doppelfensters an der Westfassade findet. Den Kern bildet ein Wohnhaus mit angebautem Ökonomieteil mit Tenn und Stall, der sich in nordost-südwestlicher

Auf der Baaderkarte von 1844 zeigt sich, dass die Liegenschaft ursprünglich auf eine hangseits gelegene Gasse Bezug nahm (Swisstopo).



Der Balkenkeller von
1668/69 mit mächtigen
Eichensäulen und mög-
lichem Sodbrunnen.

Richtung parallel zur erwähnten Gasse erstreckte. Das Wohnhaus war von Anfang an unterkellert und zweigeschossig. Bemerkenswert ist der Balkenkeller mit zwei mächtigen, profilierten und kopfüber eingesetzten Eichensäulen, die einen kräftigen Unterzug tragen, der rund zehn Jahre nach Fertigstellung des Bauwerks eingezogen

wurde. Ein in der Nordostecke des Kellers gelegenes Sockelfundament mit kreisrundem, heute verfülltem Innenraum könnte auf einen Sodbrunnen hinweisen.

Im Erdgeschoss lag gegen die Strasse ein Wohnraum, die Küche befand sich auf der Gassenseite.



Die Herdstelle liegt heute aussen, gegen den späteren Anbau hin, befand sich ursprünglich aber vermutlich an der wohl massiv gemauerten Trennwand zum Wohnraum. Im Obergeschoss sind in gleicher Anordnung eine Kammer und eine weitere Küche eingerichtet. Noch zu klären ist, ob hier nicht ursprünglich ein offener Heuboden lag, das Gebäude demnach als «primärer Vielzweckbau» anzusprechen wäre. Nur im Erdgeschoss waren die Aussenwände des Wohnhauses massiv gemauert. Die Trennwand zur Ökonomie, das Obergeschoss sowie Tenn und Stall waren in Fachwerkbauweise errichtet. Da der original erhaltene Dachstuhl von 1668/69 nicht verrusst ist, muss das Haus von Anfang an einen Kamin besessen haben.

Das ursprüngliche Gebäude blieb bis nach 1836 bestehen, wie die Untersuchung der Konstruktionshölzer zeigt. Dann erwarb der spätere Gemeindepräsident Johannes Wiesner die Liegenschaft und begann sie massiv zu erweitern. Durch einen zusätzlichen Wohntrakt im Osten wurde die

Wohnfläche nahezu verdoppelt. Das querstehende Satteldach des Anbaus verlängerte man nach Westen über den alten Wohnteil, so dass die Laube im Norden nun unter ein Walmdach zu liegen kam. 1842 wurde gemäss einer Jahreszahl am Torsturz die Ökonomie um ein weiteres Tenn nach Süden erweitert. Gleichzeitig kamen im Süden ein

Die Erweiterung von 1836 erhielt einen zum Hauptdach von 1668/69 quer abgehenden Giebel.



Die Nordostfassade
erhielt nach 1836
ein Walmdach und
eine (neue) Laube.
Die strassenseitigen
Anbauten (rechts) sind
jüngere Zutaten.

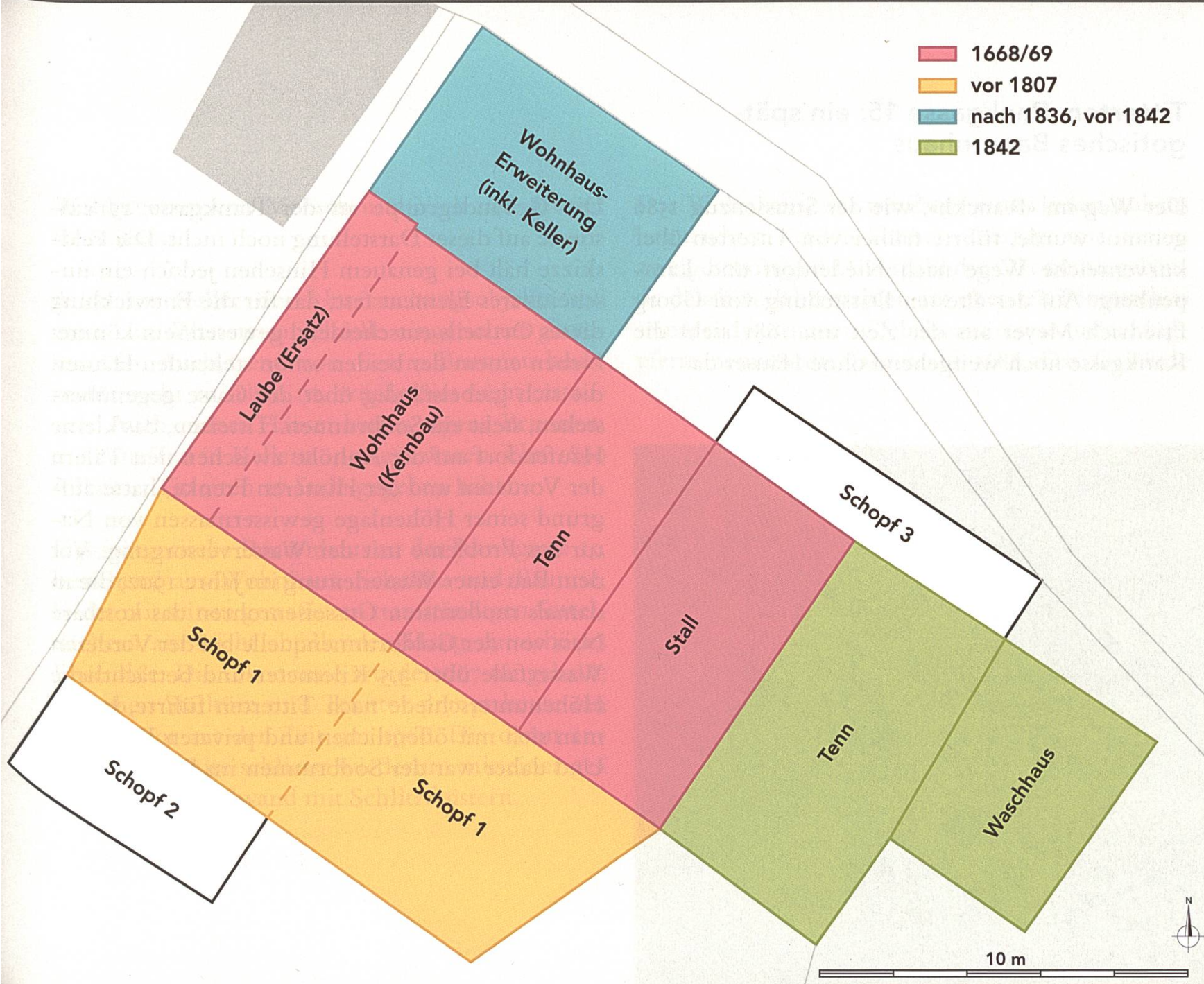
Waschhaus und im Norden eine neue Laube hinzu. Noch ist nicht klar, ob letztere einen Vorgängerbau am selben Ort ersetzte. Auf Baaders Karte von 1844 sind die talseitigen Verlängerungen des Daches noch nicht zu erkennen, die unter anderem auch die Fassade des Wohnhauses verdeckten. Sie dürften demnach später hinzugekommen sein.

Der Raumbedarf war offensichtlich beträchtlich. Im 19. Jahrhundert diente die Liegenschaft zeitweilig einem Küfer zur Herstellung von Fässern, für kurze Zeit scheint auch eine Metzgerei daselbst eingerichtet gewesen zu sein. Gemäss den Brandlagerakten sind spätestens seit 1910 zwei, kurz vor 1923 sogar drei Küchen bezeugt, das heisst es wohnten drei Parteien in der Liegenschaft.

Der im Kern fast 350-jährige Gebäudekomplex ist nicht nur in seinem Bauvolumen, sondern auch in seiner ursprünglichen Substanz bemerkenswert gut erhalten. Auch die jüngeren, nach 1840 erfolgten Veränderungen haben kaum in diese Substanz eingegriffen. Es ist daher zu hoffen, dass seine kommende Umnutzung möglichst sorgsam mit dem kostbaren Bestand umgeht. Dabei dürften sich auch weitere, derzeit noch offene Fragen zur Baugeschichte klären lassen.

Örtliche Leitung: Anita Springer
Bericht: Anita Springer und Reto Marti
August 2013





Grundriss der
Liegenschaft mit den
einzelnen Bautappen.

Titterten, Rankgasse 15: ein spätgotisches Bauernhaus

Um 1680 war die Rankgasse noch kaum bebaut. Der Pfeil markiert den Sodbrunnen (Staatsarchiv Baselland).

Der Weg im «Ranckh», wie der Strassenzug 1586 genannt wurde, führte früher von Titterten über kurvenreiche Wege nach Niederdorf und Lampenberg. Auf der ältesten Darstellung von Georg Friedrich Meyer aus der Zeit um 1681 steht die Rankgasse noch weitgehend ohne Häuser da.

Die Gebäudegruppe an der Rankgasse 15 existierte auf dieser Darstellung noch nicht. Die Feldskizze hält bei genauem Hinsehen jedoch ein unscheinbares Element fest, das für die Entwicklung dieses Ortsteils entscheidend gewesen sein könnte: Neben einem der beiden schon stehenden Häuser, die sich giebelständig über die Gasse gegenüberstehen, steht ein Sodbrunnen. Titterten, das kleine Haufendorf auf der Anhöhe zwischen den Tälern der Vorderen und der Hinteren Frenke, hatte aufgrund seiner Höhenlage gewissermassen von Natur aus Probleme mit der Wasserversorgung. Vor dem Bau einer Wasserleitung im Jahre 1902, die in damals modernsten Gusseisenrohren das kostbare Nass von der Goldbrunnenquelle bei der Vorderen Wasserfalle über 3,5 Kilometer und beträchtliche Höhenunterschiede nach Titterten führte, behalf man sich mit öffentlichen und privaten Brunnen. Und daher war der Sodbrunnen im Rank für das



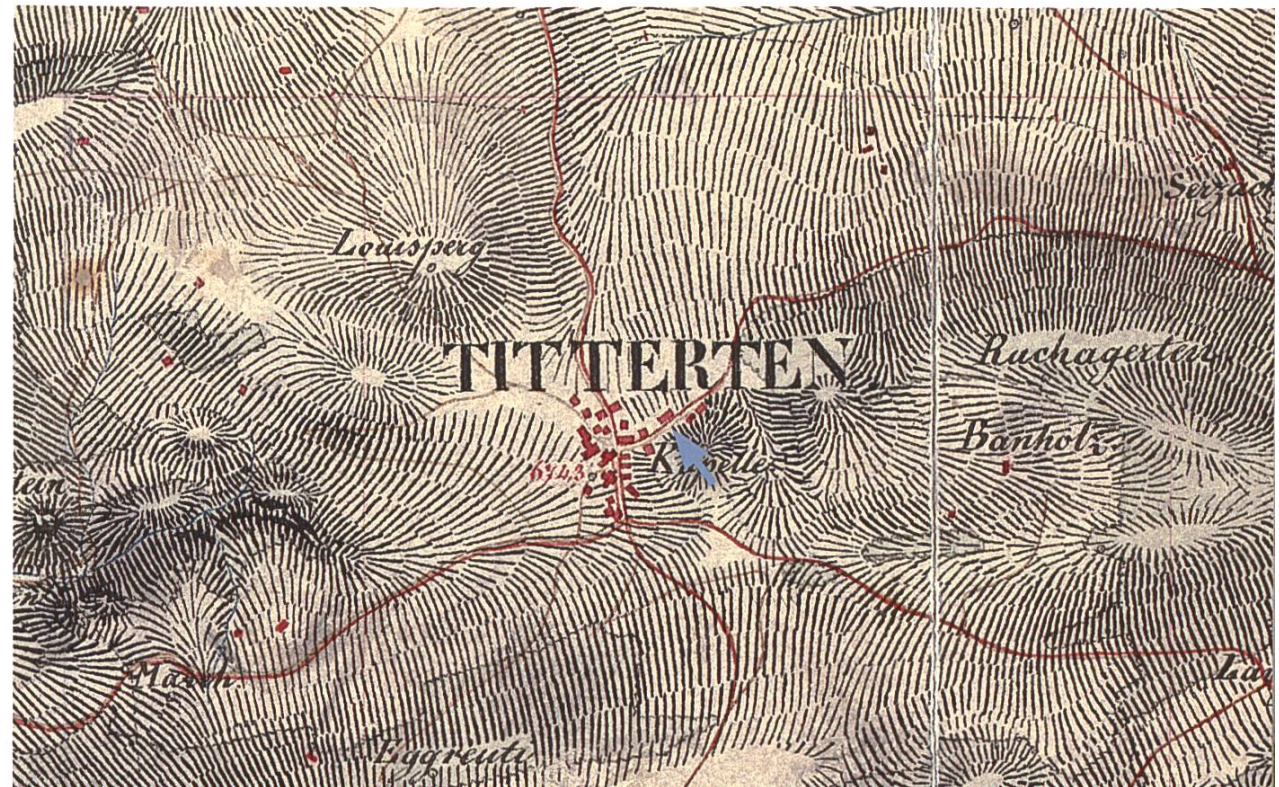
Wohlergehen von Mensch und Vieh von grosser Bedeutung.

Auch im Keller des Untersuchungsobjekts soll einst eine Wassersammelstelle eingerichtet gewesen sein. Auch wenn von diesem Brunnen heute nichts mehr zu sehen ist, würde dies nicht erstaunen. Auch andere Häuser hatten eigene Brunnen, die zum Teil in Kellern angelegt waren. Um 1890 soll es in Titterten 27 Sode gegeben haben.

Das spätgotische Bauernhaus an der Rankgasse 15, bestehend aus Wohnhaus, Scheune und Remise, bildet mit seinen gestaffelten traufständigen Satteldächern am leicht abfallenden Hang ein schönes Ensemble. Die Ökonomie wurde 1907 umgebaut; zwischen Stalltüre und Tenntor prangt heute ein Garagentor aus der Zeit um 1960. Die daran angebaute Remise schliesst wiederum mit einer gemauerten Giebelwand mit Schlitzfenstern.

Das Wohnhaus, das im Zuge eines Innenumbaus begutachtet werden konnte, überragt mit seinem zweigeschossigen Dachstuhl die Ökonomiegebäude deutlich. Jahreszahlen am obersten Fensterchen seiner südwestlichen Giebelwand sowie an der Flugpfette nennen die Jahreszahl 1688. Das Gebäude

Auf der Baaderkarte von 1844 ist die Liegenschaft eingezeichnet. Sie ist mit einem Pfeil markiert (Swisstopo).



Die gestaffelten
Bauten der
Liegenschaft bilden
ein eindrückliches
Ensemble (Kantonale
Denkmalpflege).

entstand also kurz nach der Zeit, als Meyer den Bebauungsstand in seiner Feldskizze festgehalten hatte. Das Wohnhaus weist zum Teil noch die ursprünglichen Rechteckfenster mit Holzgewänden auf, auch giebelseitig sind mehrere kleine, zum Teil noch spätgotische Fensteröffnungen erhalten.

In den Brandlagerakten von 1911 sind zwei Wohnungen und zwei Gewölbekeller vermerkt. Der eine Gewölbekeller und die Wohnung im Erdgeschoss standen für die Untersuchungen nicht zur Verfügung. Eine erste Herdstelle befand sich wahrscheinlich im Erdgeschoss. Die beiden Obergeschosse bestanden anfänglich aus je einem grossen Raum, erschlossen über interne Holztreppe. Mauerflicke um die aktuellen Deckenbalken im ersten Stock weisen darauf hin, dass man diese einmal komplett ausgewechselt hat.

Ein noch späterer Umbau unterteilte die Obergeschosse mit je einer gemauerten Mittelwand. Spätestens der darauf folgende Einbau einer zweiten Herdstelle im ersten Obergeschoss hatte den Durchbruch des seitlichen Hocheingangs in die neu angelegte Küche sowie die giebelseitige Laubenkonstruktion zur Folge. Die hinter der Küche liegende Stube wurde mit einem Kachelofen



beheizt. Heute steht dort ein grün glasierter Jugendstilofen mit dreistufiger Kaust. Die talwärts gerichteten grossen Fenster der Stube und das angehobene Vordach zeugen von der wahrscheinlich auch hier betriebenen Posamenterei mit ihrem Lichtbedarf. Das erste Obergeschoss wurde mit Holzwänden aus liegenden, das zweite Obergeschoss mit solchen aus stehenden Bohlen nochmals in Kammern unterteilt und teilweise bewohnt.

Spätestens in den 1880er Jahren lebten drei Familien in dem Haus, doch erst 1908 wurde eine dritte Küche eingebaut. Die Besitzverhältnisse des Gebäudes sind in den Versicherungsakten dokumentiert. Die Obergeschosse wurden vertikal in zwei Wohneinheiten aufgeteilt. Bemerkenswertes Detail im zweiten Obergeschoss ist eine Räucherammer der Konrad Peter AG, Liestal. Dieses Unternehmen, das 1894 in Liestal gegründet worden war, stellte bis zu ihrem Verkauf 1990 eine breite Palette von Schneepflügen und -fräsen über

Spezialfahrzeuge und Traktoren bis zu Öfen verschiedenster Art her.

Örtliche Leitung: Anita Springer
Bericht: Anita Springer und Reto Marti
September 2013

Das zweite
Obergeschoss mit
Räucherammer und
Türe (links), die in
den Dachraum der
Treppenlaube führt.



Therwil, Mühleweg 3.
Das untersuchte Objekt lag im Wallbereich der alten Wasserburg, die Ende des 16. Jahrhunderts bereits zerfallen war. Die historische Aufnahme der Zeit um 1920 zeigt, wie es sich an die wesentlich grössere Liegenschaft Mühleweg 1 im Vordergrund anschmiegte (Dorfmuseum Therwil).



Therwil, Mühleweg 3: das Ende eines Kleinstbauernhauses

Das alte Therwil ist um einen bescheidenen, aber durchaus bemerkenswerten Zeitzeugen ärmer: ein kleines Fachwerkhaus, das im Westen an die Ökonomie der ungleich mächtigeren Schreinerei an der Mühlegasse 1 angelehnt war. Spätestens im 19. Jahrhundert errichtet, war es im Frühjahr 2013 in dermassen schlechtem Zustand, dass an ein Betreten wegen akuter Einsturzgefahr nicht mehr zu denken war. Eine knappe Bestandsaufnahme aus sicherer Distanz musste daher genügen, bevor ihm die Baumaschinen vollends zu Leibe rückten, um Platz für einen Neubau zu schaffen.

Das schmale Häuschen mit traufständigem Satteldach war knapp vier Meter breit. Hinzu kamen gut zwei Meter eines Ökonomietraktes, der – etwas rückversetzt – seine Fortsetzung in der benachbarten Schreinerei fand. Die Tiefe des Wohnhauses hingegen war mit gut zwölf Metern beachtlich. Hinzu kam ein Anbau mit annähernd rechtwinklig ansetzendem First im Hinterhof, der das Gebäude um weitere sieben Meter verlängerte.

Der ältere Teil des Wohnhauses besass zumindest eine gemauerte Giebelfassade. Der in Richtung Mühleweg vorkragende Teil ist eine Erweiterung aus jüngerer Zeit. Er beherbergt seitlich den neuen Haupteingang. Die Fenster- und Türgewände in diesem vorderen Hausbereich bestanden aus

Die wegseitige Ansicht mit zwischen Wohnhaus (rechts) und Nachbarliegenschaft (links) eingeklemmter Ökonomie.



Impressionen
des mittlerweile
abgebrochenen
Gebäudes.

Eichenholz. Der bescheidenen Ausstattung zum Trotz besass der Hauseingang ein liebevoll verziertes Türblatt.

Obergeschoss und Ökonomie waren in Fachwerkbauweise errichtet. Die Gefache waren mit unförmigem Steinmaterial ausgemauert, zum Teil auch

mit Vollbacksteinen repariert. Der alte Seiteneingang in der westlichen Giebelwand erschloss den hinteren Teil des Hauses. Im ausgebauten Obergeschoss waren ebenda schmale Fenster eingelassen. Der darüber liegende Dachstuhl stand nach Osten, gegen die Ökonomie, offen. Gegen Westen war die Riegelwand nur bis auf die Höhe der Mittelpfette ausgemauert, darüber folgte eine einfache Bretterverschalung.

Der jüngere rückwärtige Wohntrakt wies einen gemauerten Sockel aus plattigen grauen Kalksteinen mit etwas grösseren, grob zugerichteten Eckquadern auf und trug wie die übrigen Aussenwände einen Kalkputz. Im Obergeschoss folgte eine Eichenholzkonstruktion mit einem Brustriegel. Die Gefache waren hier mit einem lehmverstrichenen Flechtwerk aus Eichenspältlingen gefüllt.



Der gartenseitige Giebel des Anbaus war analog zum Hauptgebäude mit Brettern verschalt.

Leider liess sich die innere Raumaufteilung des Gebäudes aufgrund der Einsturzgefahr nicht weiter untersuchen. Ein eindrückliches Zeugnis bescheidenster Wohnkultur der jüngeren Leimen-

taler Geschichte ist durch den Abbruch damit für immer verschwunden.

Örtliche Leitung: Anita Springer
Bericht: Anita Springer, Reto Marti
April und Juni 2013

Der rückwärtige Anbau um 1980 (Dorfmuseum Therwil, links) und das Haus von der Wegseite nach dem Teilabbruch von Ökonomietrakt und Dach.

